



FACHSCHULE FÜR HEILERZIEHUNGSPFLEGE

**Schulübergreifende Abschlussprüfung
Sommer 2025**

MATERIALIEN ZUR VORBEREITUNG

für das Fach

Kommunikation und Kooperation:

Literatisches Thema: Auseinandersetzung eines Außenseiters mit psychischen und emotionalen Herausforderungen in Benedict Wells Roman „*Hard Land*“.

Thema 1: Auseinandersetzung eines Außenseiters mit psychischen und emotionalen Herausforderungen in Benedict Wells Roman *Hard Land*.

Inhaltsverzeichnis

Seiten

Verbindliche Literatur:

Primärtext:

Benedict Wells: *Hard Land*. Zürich: Diogenes 2023

Sekundärliteratur:

Epik-Lexikoneinträge. In: deutsch.kompetent. Stuttgart: Klett 2009, S.409f.	5-6
Hax-Schoppenhorst, Thomas: Verdrängte Gewissheit. In: Dr.med. Mabuse257, Zeitschrift. Frankfurt / M.: Mabuse Verlag 2022, S.26-29	7-9
Heddrich, Gesine: <i>Hard Land</i> . Lesebegleiter. Berkheim: Krapp&Gutknecht 2022, S.27	10
Herrndorf, Wolfgang: <i>tschick</i> . Reinbek: Rowohlt 2012, S. 41-49 und 89-94	11-17
Idol, Billy: <i>Dancing with myself</i>	18-19
Kast, Verena: <i>Trauern</i> . Freiburg / Breisgau: Kreuz 2015, S.171-175	20-21
Kübler-Ross, Elisabeth; Kessler, David: Geborgen im Leben. Freiburg: Herder 2015, S.77-81	22-23
Lebert, Benjamin: <i>Crazy</i> . Köln: Kiepenheuer & Witsch 2009, S. 38-43 und 140-144	24-29
Meyerhoff, Joachim: <i>Wann wird es endlich so, wie es nie war</i> . Köln: Kiepenheuer & Witsch 2015, S. 22-31 und 259-263 und 336-343	30-41
Mohr, D.; Wagener, A. (Hg.): <i>Texte, Themen und Strukturen</i> . Berlin: Cornelsen 2016, S.89f.	42-43
Tischer, Wolfgang: Der Roman <i>Hard Land</i> : Dancing with my Wells. In: Heddrich, G.: <i>Hard Land</i> . Lesebegleiter. A.a.O., S.31f.	44-45

Einleitung

Der Roman *Hard Land* thematisiert das Erwachsenwerden des 15-jährigen Sam in der fiktiven 17.000 Einwohnerstadt Grady in Missouri, USA, im Jahr 1985. Um vor den Problemen zu Hause zu fliehen, nimmt der Protagonist einen Ferienjob in einem alten Kino an. Und einen Sommer lang ist er einerseits hocherfreut, andererseits tieftraurig. Er findet Freunde, verliebt sich und entdeckt die Geheimnisse seiner Heimatstadt. Zum ersten Mal ist er kein unscheinbarer Außenseiter mehr. Bis etwas passiert, das ihn zwingt, erwachsen zu werden.

Hard Land ist dem Genre *Coming-of-Age* zuzuordnen, das Buch beleuchtet Themen wie Adoleszenz, Identitätssuche und die Schwierigkeiten, sich zurechtzufinden sowie insbesondere die Beziehung zwischen Vater und Sohn. Benedict Wells zeigt einen einfühlsamen Schreibstil und die Fähigkeit, tiefgründige Charaktere zu erschaffen.

Vielfach lassen sich Bezüge zu Liedern und Filmen aus den 80er Jahren herstellen, so stellt der Autor den *Soundtrack* des Buches auf *youTube*, *Spotify* und [benedictwells.de/soundtracks](https://www.benedictwells.de/soundtracks) zur Verfügung. Dieser ließe sich zusätzlich zu Filmen aus der Zeit (z.B. *Stand By Me*) gewinnbringend im Unterricht einsetzen und die Schülerinnen und Schüler dazu motivieren, sich mit der Lektüre auseinanderzusetzen.

Die Geschichte Sams sensibilisiert für die besonderen Herausforderungen, mit denen sich Menschen häufig auseinandersetzen müssen (Verluste, Konfrontation mit Krankheit, Akzeptanz nur bei Leistung, den eigenen Platz in der Gesellschaft finden). Dies lässt sich in gewissem Maße auch übertragen auf die Klientel, mit der die angehenden Heilerziehungspflegerinnen und -pfleger arbeiten.

Insgesamt lassen sich mit Sicherheit erkenntnisreiche und anregende Unterrichtsstunden gestalten.

Thema 1: Auseinandersetzung eines Außenseiters mit psychischen und emotionalen Herausforderungen in Benedict Wells Roman *Hard Land*.

Basiswissen und -kompetenzen

Die Prüflinge...

- nennen Elemente des Erzählens, der Figurenkonzeption und Handlung im Hinblick auf *Hard Land* und setzen sich damit auseinander,
- fassen die Aussagen zum klassischen Drama sowie das Schema von Freytag zusammen und setzen diese in Beziehung zum Roman,
- stellen Kenntnisse zu Sterben und Tod dar,
- ordnen die Trauerschleife und -spirale ein und setzen sich mit dem Leben als Trauernder auseinander,
- nennen Elemente des Trauerns,
- beschreiben und analysieren die Herausforderungen und Entwicklungen bezüglich der Jugendlichen in *Hard Land* allgemein,
- erläutern das Verhältnis zwischen Vater und Sohn in *Hard Land* und vergleichen dieses mit der Beziehung zwischen Vater und Sohn in dem Textauszug von Herrndorf,
- können den Inhalt, die Struktur und Erzähltechnik von *Hard Land* analysieren,
- setzen sich vor dem Hintergrund der Lektüre auseinander mit Auszügen aus den *Coming-of-Age* Romanen *tschick* und *Crazy* und vergleichen diese mit *Hard Land*,
- stellen Aspekte zur Darstellung von Krankheit, Tod und Trauer in *Hard Land* dar, indem sie beispielhaft auf die Besonderheiten von Menschen in Ausnahmesituationen Bezug nehmen,
- überprüfen die Rezension von Wolfgang Tischer, setzen sich damit auseinander und entwickeln eine eigene Rezension,
- analysieren exemplarisch das bei der Beerdigung dargebotene Lied *Dancing with myself*.

Darstellungsformen und Rede- und Gedankenwiedergabe

Der Erzähler verfügt über unterschiedliche Darstellungsformen, um dem Leser das Geschehen zu präsentieren. Er kann selbst erzählen oder aber er lässt seine Figuren sprechen, z. B. in direkter oder indirekter Rede, in „erlebter Rede“ oder „innerem Monolog“.

Darstellungsformen (Erzähler)

Bericht
straffe, geraffte Darstellung der Handlung in zeitlicher Abfolge

Beschreibung
anschauliche Darstellung z.B. von Schauplätzen, Figuren, Gegenständen

szenische Darstellung
breite Erzählweise, meistens mit erzählter Figurenrede und Entfaltung der Situation (vgl. Szene im Drama)

Kommentar
Eingreifen des Erzählers mit Bemerkungen, Urteilen oder Überlegungen

Rede- und Gedankenwiedergabe (Figuren)

direkte Rede

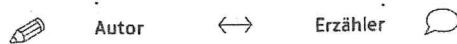
indirekte Rede

erlebte Rede
Wiedergabe von Gedanken und Gefühlen einer Figur in der 3. Person (ohne direkte oder indirekte Rede)

innerer Monolog
Wiedergabe von Gedanken und Gefühlen einer Figur in der 1. Person

Erzähler

Der Erzähler in epischen Texten ist nicht mit dem Autor identisch. Vielmehr „erfindet“ oder „wählt“ der Autor den Erzähler (die Erzählerfigur, die Erzählform), der gleichsam zwischen Autor und Leser vermittelt und dem Leser die „erzählte Welt“, die fiktive Geschichte mit ihren Figuren, dem Raum und der Zeit, der Handlung präsentiert. Die Präsenz und Aktivität der Erzählerrolle hängt eng zusammen mit der Erzählstrategie, d. h. der bewussten Verwendung der verschiedenen Darstellungsformen und Techniken des Erzählens.



Erzählhaltung

Die Erzählhaltung ist die Einstellung, mit der der Erzähler dem Leser die fiktionale Welt vermittelt (sachlich, ironisch, humorvoll, kritisch, melancholisch, ...). Diese wirkt sich auf die Art der Darstellung und die Sprachverwendung aus.

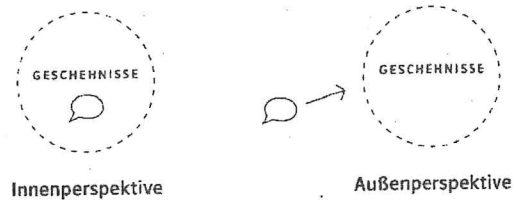
Erzählform

Der Autor wählt mit dem Erzähler auch eine bestimmte Erzählform (Er-/Sie-Erzähler oder Ich-Erzähler).



Erzählperspektive

Die Erzählperspektive ist die Position des Erzählers (Blickwinkel) gegenüber den von ihm erzählten Geschehnissen (Nähe, Abstand/Distanz). Diese können aus der Innen- oder Außenperspektive erzählt werden.



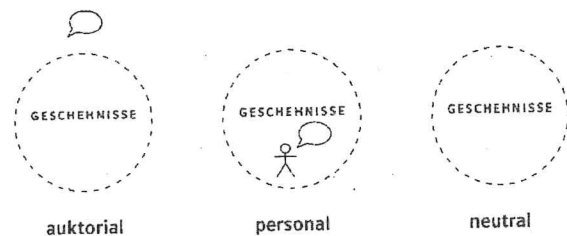
Erzählverhalten

Beim **auktorialen Erzählverhalten** hat der Erzähler einen Überblick über das Geschehen und das Innere der Figuren (allwissender Erzähler). Er kann sich einmischen, kommentieren usw. und damit die Sicht- und Wahrnehmungsweise des Erzählten durch den Leser lenken. Sein Standort liegt außerhalb des Geschehens.

Beim **personalen Erzählverhalten** übernimmt der Erzähler eine Figurenperspektive und erzählt aus deren Sicht. Er ist am Geschehen unmittelbar beteiligt.

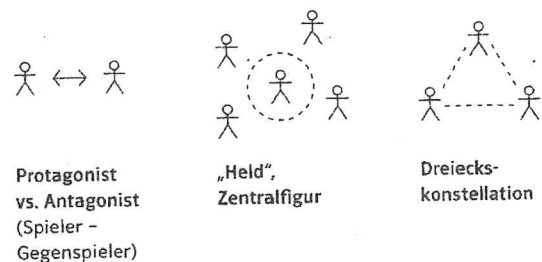
Sowohl der Er-/Sie-Erzähler als auch der Ich-Erzähler können jeweils auktorial oder personal erzählen.

Beim **neutralen Erzählverhalten** scheint der Erzähler ganz zu verschwinden. Das Geschehen wird dem Leser scheinbar unvermittelt vor Augen gestellt.



Figurenkonstellation

Der Erzähler plant die Beziehungen zwischen den Figuren sorgfältig, sodass man diese in einem Figurenkonstellationsschema abbilden kann. Es gibt Haupt- und Nebenfiguren. Dabei kommen Grundkonstellationen immer wieder vor:



Figurenkonzeption

Der Erzähler kann seine Figuren (Personen) auf vielfältige Weise gestalten, er kann sie z. B. direkt charakterisieren (beschreibend oder wertend) oder eine Figur eine andere (direkt) charakterisieren lassen; er kann sie auch indirekt charakterisieren, so dass sich der Leser/die Leserin aus dem Verhalten und den Äußerungen der Figur selbst ein Bild von dessen Charakter machen muss.

Der Gestaltung einer Figur liegt eine bestimmte Figurenkonzeption zugrunde: Figuren können gestaltet sein als Typen, individuelle Charaktere, statisch oder dynamisch (Entwicklung) etc.

direktes Charakterisieren einer Figur	→	durch den Erzähler, durch eine andere Figur, durch die Figur selbst
indirektes Charakterisieren einer Figur	→	durch die Art der Darstellung, aus der der Leser Rückschlüsse auf Eigenschaften etc. der Figur zieht

Aspekte der Charakterisierung können sein:

das äußere Erscheinungsbild	→	Alter, Aussehen, Kleidung, ...
das äußere Verhalten	→	Sprechweise, Mimik und Gestik, Gebärdensprache, Handeln, ...
die innere Einstellung	→	Interessen, Absichten, Gedanken, Gefühle
die Lebens- umstände	→	das gesellschaftliche Umfeld, Beruf, ökonomische Lage, ...
die Entwicklung	→	Lernprozess, Entscheidungs- prozess, Reifung, Verfall, ...

Handlung

Der Autor gestaltet in seinem erzählenden Text einen **Stoff**, der ihm als Ausgangs- und Rohmaterial dient (geschichtlicher Stoff, Kriminalfall, Liebesgeschichte, ...). Die Ereignisse „komponiert“ der Autor, d. h. er verknüpft sie zu einem sinnvollen Zusammenhang mit Anfang und Ende und sich schlüssig auseinander entwickelnden Geschehnissen. Dieses durch Komposition gestaltete Gesamtgeschehen nennt man **Handlung**. Von den Mythen bis zu Geschichten in Filmen haben sich in der kulturellen Entwicklung bestimmte Handlungsmuster herausgebildet, die Autoren aufgreifen und umgestalten (Liebestragödie, Rettung der Welt von dem Bösen, abenteuerliche Reise des Helden, Figuren in Konflikten, Road Movie, ...). Sie hängen eng mit den verschiedenen Erzählgenres zusammen.

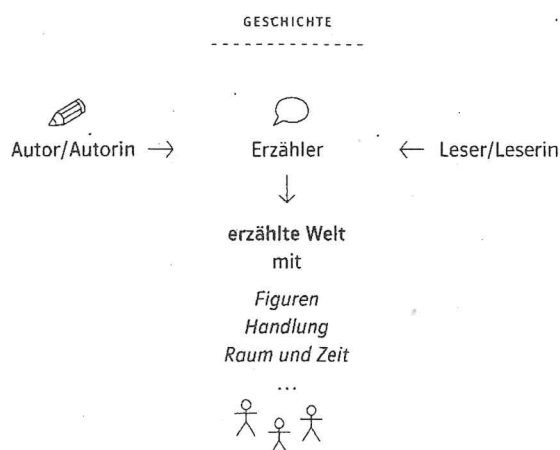
Man kann unterscheiden zwischen

- **Haupthandlung und Nebenhandlung(en)**
- **Rahmen- und Binnenhandlung**
- **äußerer Handlung** (äußere Ereignisse) und **innerer Handlung** (Gefühle, Gedanken, ... der Figuren)

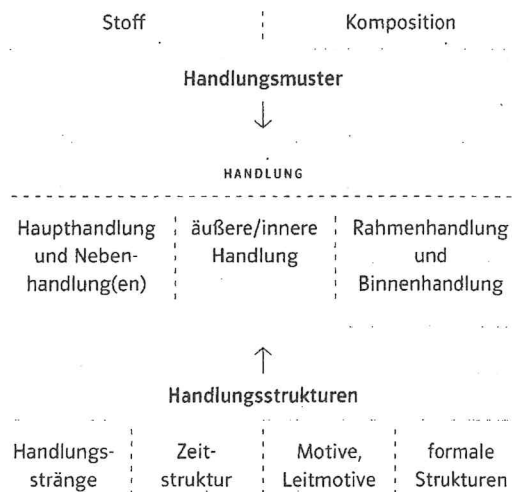
Die Handlung kann strukturiert sein:

- durch die zeitliche **Abfolge** der Ereignisse (z. B. synchron – diachron; kontinuierlich – diskontinuierlich)
- durch die **Handlungsstränge** (einsträngig/linear – mehrsträngig, verflochten)
- durch ein oder mehrere **Motive** (wiederkehrende thematische Elemente)
- durch andere erkennbare **formale Strukturen** (Spiegelungen, Kreisform, Simultaneität, montagehaft, multiperspektivisch, ...)

Fiktionalität



Handlung



Die COVID-19-Pandemie, die Klimakatastrophe, die nächste anstehende Vorsorgeuntersuchung oder ein neuer Job – im Großen wie im Kleinen muss sich der Mensch in seinem Alltag der Unsicherheit stellen. Eine Aufgabe, die für viele herausfordernd ist. Besonders das Wissen um das eigene Sterben und den Tod wird von den meisten Menschen verdrängt – dabei gibt es auf gesellschaftlicher wie auf individueller Ebene viele Möglichkeiten, sich damit auseinanderzusetzen. Unser Autor zeigt, welche Unsicherheiten uns umtreiben und warum wir sie als Konstante im Leben akzeptieren müssen.

Einer Umfrage des Deutschen Hospiz- und Palliativverbands (DHPV) aus dem Jahr 2017 zufolge wollen 58 Prozent der Menschen in Deutschland zu Hause sterben. Die Wünsche

der Betroffenen spiegeln jedoch nicht die Realität wider: Mehr als die Hälfte der Menschen in Deutschland stirbt im Krankenhaus, rund 19 Prozent in einer stationären Pflegeeinrichtung und nur 23 Prozent tatsächlich zu Hause (*BR Wissen*, 2021). Und obwohl der Tod täglich allgegenwärtig ist, fällt es dem Menschen schon immer schwer, das zu akzeptieren und den Tod in das eigene Leben zu integrieren.

Ängste entschärfen

Auf einem Kupferstich aus dem berühmten „Zürcher Totentanz“ der Gebrüder Rudolf und Conrad Meyer aus dem Jahre 1759 heißt es unter der Überschrift „Des Todes Gewißheit“: „Es muß gestorben seyn! / Der Weise billigt es, und willigt drein; / Er geht, befreit, die gleichen Treppen, / wohin der Thor sich läßt an Ketten schleppen“.

Aktuelle Zahlen

Im Jahr 2020 sind in Deutschland nach endgültigen Ergebnissen der Todesursachenstatistik des Statistischen Bundesamts (2021) insgesamt 985 572 Menschen verstorben, davon waren 492 797 Männer und 492 775 Frauen. Wie das Statistische Bundesamt weiter mitteilte, ist die Zahl der Todesfälle damit um 4,9 % gegenüber dem Vorjahr gestiegen.

Der Anstieg ist auch auf die Sterbefälle durch COVID-19 zurückzuführen. An COVID-19 als Grundleiden verstarben 2020 in Deutschland insgesamt 39 758 Menschen. Damit war COVID-19 bei 4,0 % aller Verstorbenen die ausschlaggebende Todesursache.

Die häufigste Todesursache im Jahr 2020 war hingegen, wie schon in den Vorjahren, eine

Herz-Kreislauf-Erkrankung. Krebserkrankungen waren die zweithäufigste Todesursache: Beinahe ein Viertel (23,5 %) aller Verstorbenen (231 271 Menschen) erlag im Jahr 2020 einem Krebsleiden. Das waren ungefähr so viele wie im Vorjahr (2019: 231 318). 54 % der Krebstoten waren Männer, 46 % Frauen.

4,2 % oder 41 794 aller Todesfälle im Jahr 2020 waren auf eine nicht natürliche Todesursache wie zum Beispiel eine Verletzung oder Vergiftung zurückzuführen (2019: 41 779). In 17 211 Fällen (49 % Männer und 51 % Frauen) war ein Sturz die Ursache für den Tod. Durch einen Suizid beendeten 9 206 Menschen ihr Leben, drei Viertel davon waren Männer und ein Viertel Frauen.

Hiermit wird unmissverständlich das Lebensgesetz formuliert, nach dem das menschliche Dasein endlich ist, wenn es auch durch Intervention im erforderlichen Fall gerettet und damit verlängert werden kann. Um überhaupt leben, handeln, arbeiten und lieben zu können, haben Gesellschaften daher Mechanismen entwickelt, diese Angst in Schach zu halten, sie zu entschärfen.

Über viele Epochen war es der Glaube an ein Leben nach dem Tod, der dies zumindest graduell möglich machte. Je weniger der Tod als Übergang, sondern vielmehr als Ende begriffen wurde, begann jedoch seine Verdrängung aus dem Leben. Die Friedhöfe verschwanden aus den Zentren der Städte. An die Stelle des Versprechens ewigen Lebens traten Konzepte der Pflege und Verbesserung der Gesundheit, der Lebensverlängerung. Ärzte und Chemiker traten das Erbe der Priester und Pastoren an. Statt des Eingangs in die Ewigkeit nährten stetige Fortschritte in der Medizin die Hoffnung, dem Unausweichlichen dennoch entrinnen zu können, verschiedenste Gesundheitskonzepte stellten ewiges Jungsein in Aussicht und erleben bis heute eine geradezu irritierende Hochkonjunktur.

Der Theologe Werner Schüßler (2022, S.60) nimmt kritisch Bezug auf diese Entwicklung: „Wir leben heute in einem Zeitalter, für das der Glaube an die Machbarkeit eine zentrale Rolle spielt. Der Begriff des Schicksals als die Gesamtheit unserer biologischen, psychologischen und soziologischen Bedingtheiten, die mit unserer Freiheit in einer spannungsreichen Polarität stehen, findet im Rahmen eines solchen Selbst- und Weltverständnisses kaum

noch Platz. Hinzu kommt, dass die moderne Medizin nicht selten suggeriert, das Schicksal könne mit ihrer Hilfe quasi abgeschafft werden. Natürlich ist es zu begrüßen, wenn die Medizin antritt, um das Schicksalhafte so weit wie möglich beherrschbar und kontrollierbar zu machen. Aber abschaffen kann sie es nicht.“

Pandemie und Krieg als Verstärker

Spätestens seit der immer noch grassierenden COVID-19-Pandemie und dem Beginn des Eroberungskrieges in der Ukraine macht sich heute niemand mehr die Illusion, auf einer Insel des fraglosen Überblicks, garantierter Sicherheiten und des verlässlichen Miteinanders zu leben.

Beide Ereignisse verstärkten die (Todes-)Angst der Deutschen beträchtlich: 2020 berichteten Hausärztinnen und Hausärzte vermehrt von steigenden Konsultationen, weil Patientinnen und Patienten in großer Angst lebten, durch COVID-19 dem Tode geweiht zu sein (BZ, 9.12.2020); 69 % der Deutschen äußerten nun in einer Forsa-Umfrage, die von RTL und ntv in Auftrag gegeben worden war, die große Befürchtung, die NATO könne in den Konflikt mit Russland hineingezogen werden – was die Gefahr einer atomaren Auseinandersetzung und das damit mögliche Weltende nicht ausschließt (Zeit Online, 1.3.2022).

Derzeit erleben wir somit eine Lebens- und Vernichtungsangst schürende Potenzierung der ohnehin seit Jahrzehnten währenden Krise der Verunsicherung in der modernen Welt, die ohne Übertreibung als „Ära der Ungewissheit“ zu bezeichnen ist. Der Psychologe Ernst-Dieter Lantermann (2022, S.15) bringt es in einen Gesamtzu-

sammenhang: „Die atemberaubende Dynamik gesellschaftlichen Wandels berührt den Lebensalltag von ökonomisch Abgehängten genauso wie den Lebensalltag in der Mitte der Gesellschaft. Die Welt erscheint heutzutage weniger kontrollier-

„Mit dem Tod kann eine Person nicht umgehen, weil sie sich, wenn sie tot ist, zu nichts mehr verhalten kann. Gleichzeitig muss sie sich aber mit dem Wissen arrangieren, selbst früher oder später tot zu sein.“

bar, unsicherer und unübersichtlicher gegenüber früheren Zeiten, als die Welt noch in Ordnung schien. [...] In der permanenten Konfrontation mit Ungewissheit und Unsicherheit scheitern viele Menschen – sei es aus Mangel an entsprechenden Ressourcen oder weil man ihnen keine anderen Chancen bietet. Das Wegbrechen von ehemals verlässlichen Welt- und Selbstgewissheiten erleben sie als eine existenzielle Selbsterschütterung, die sie an ihren Fähigkeiten, das Leben nach ihrer eigenen Vorstellung zu gestalten, zutiefst zweifeln lässt.“

In der Sterbebegleitung Äußerungen die Hoffnung, die Pandemie könne da-

zu führen, dass diese den Tod dauerhaft aus der Tabuzone bringe, während auf der anderen Seite Palliativmediziner:innen diesbezüglich eher skeptisch reagierten und stattdessen die Einrichtung eines „Schulfachs Sterblichkeit“ anregten (BZ, 9.12.2020).

Gründe für die Angst vor dem eigenen Sterben bieten zunächst der Gedanke an körperliches Leiden, die Abhängigkeit von medizinischen Geräten, der Verlust der persönlichen Würde und Einsamkeit. „Insgesamt ist allein die Ungewissheit beunruhigend. [...] Die Angst vor dem eigenen Tod richtet sich auf ein unbekanntes ‚Dannach‘, über das man zwar Vermutungen haben kann, über das es aber keine Gewissheit gibt. Je nach weltanschaulicher Überzeugung ist der Gedanke an das Todsein mit mehr oder weniger Unbehagen verbunden“ (Wittkowski 2014, S.156f.).

Umgang mit Sterben und Tod

„Morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt.“ So lautet der Vers eines Wiegenliedes. Er bringt zum Ausdruck, wie das als passiv erlebte Erwachen am nächsten Morgen auf dem Vertrauen in Gottes Handeln gründet. Der Mensch kann sich nicht selbst erwecken, er erwacht an jedem Tag neu, ja er wird passiv erweckt und kann sein Leben darin auch in spiritueller Hinsicht als Geschenk erleben. Existenzielle Fragen sind mit Ungewissheit und dem Blick in die mittelbare und unmittelbare Zukunft verbunden: Was wird morgen sein? Werde ich überhaupt morgen noch sein? Werden wir in Frieden leben können? Wie lange noch wird die Erde bestehen? (Haußmann 2022, S. 45)

Der Mensch ist aufgefordert, zu Lebzeiten eine innere Haltung zur Vergänglichkeit zu entwickeln. Der griechische Philo-

soph Epikur (341–270 v. Chr.) legte schon damals eine nüchterne Sachlichkeit nahe: „Demnach betrifft das schauderhafteste Übel, der Tod, uns nicht: denn der Tod ist nicht da, solange wir leben, doch wenn der Tod da ist, dann sind wir nicht mehr. Also betrifft es weder die Lebenden noch die Toten: denn für die einen ist er nicht da, die anderen existieren nicht mehr“ (2014, S.133).

Zu dieser Sicht kann sich jedoch offensichtlich die Mehrheit nicht durchringen. Aus nachvollziehbaren Gründen: Mit dem Tod kann eine Person nicht umgehen, weil sie sich, wenn sie tot ist, zu nichts mehr verhalten kann. Gleichzeitig muss sie sich aber mit dem Wissen arrangieren, selbst früher oder später tot zu sein. Allerdings fordert den Menschen das Wissen um das eigene Sterben deutlicher heraus als die Gewissheit des Todes. Der existenzielle Ernst zu wissen, dass man (irgendwann) sterben wird, liegt darin, dass am Ende der Lebensphase der Tod steht. „Dass die Gewissheit, sterben zu müssen, in der Regel [...] mit Angst und Furcht verbunden ist, liegt aber nicht nur in einer vorweggenommenen Trauer um den Verlust des eigenen Lebens. Es spielt wesentlich die Ungewissheit der Umstände eine zentrale Rolle, was sich in den Wunschkonzepten des Sterbens ausdrückt“ (Koller 2019, S. 300). Die intensive Beschäftigung mit Konzepten eines „natürlichen“ bzw. „würdigen“ Sterbens lässt zu der Schlussfolgerung gelangen, dass das Ringen um Gewissheit im Angesicht einer nicht zu leugnenden Ungewissheit für viele sehr wohl Thema ist.

Im Bedenken des Sterbens und des gewiss kommenden Todes verdichtet sich dabei grundsätzlich die Frage nach dem Lebenssinn (Koller 2019). Der Umgang mit Verletzlichkeit, Endlichkeit, Ungewissheit

und Verunsicherung ist die tägliche und dabei mühevollste Arbeit des menschlichen Lebens. „Gleichzeitig entsteht in dieser von Ungewissheit getragenen Lebensarbeit der Menschen ein lehrreiches wie überzeugendes, kollektives wie individuelles Tagebuch. Es handelt von der Fähigkeit, auf brüchigem wie festem Boden Land zu gewinnen und sich immer wieder mehr oder weniger erfolgreich zur Erfindung menschlichen Lebens anstiften zu lassen. Ungewissheit ist ein Stachel im Fleisch jenes Wissens, das sich seiner zu sicher ist, und der Neugier [...] Einlass in bestehendes Wissen verweigert“ (Keil 2022, S.87).

Ungewissheit betrifft alle Menschen

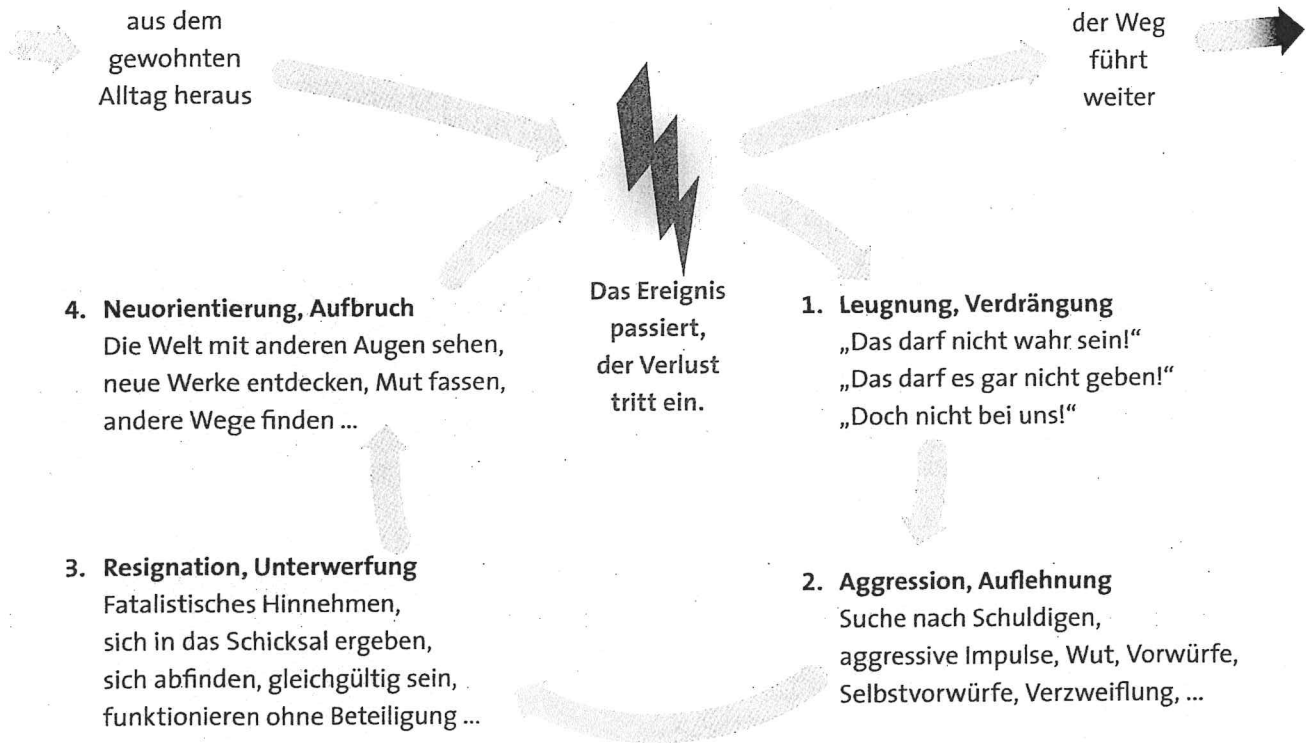
Die Unsterblichkeit bleibt eine Illusion, aber der Wunsch nach ihr ist real. Dies lässt die Frage berechtigt erscheinen: Auf welchen Mangel antwortet dieser Wunsch? Den Tod fürchten, das legt den Verdacht nahe, dass das Leben nicht befriedigend war, weil die einmalige Chance auf Glück und Befriedigung nicht ergriffen wurde. Anneli Keil, Gesundheitswissenschaftlerin aus Bremen, ist mit ihrem Fazit sehr unmissverständlich: „Leben hat nichts ver-

sprochen. Es hat die Ungewissheit und Unsicherheit konstitutiv an seiner Seite, weil es offen und in Raum und Zeit verfügbar bleiben will, um unser eigenes Leben werden zu können. Das Leben stellt uns die Fragen und nicht umgekehrt wir dem Leben. In keiner Wiege lag irgendeine Gebrauchsanweisung! Umstellt von mehr oder weniger guten Ratschlägen und unterschiedlichsten Lebensbedingungen suchen wir individuell nach den eigenen wie den gemeinsamen Wegen“ (Keil 2022, S.87).

Literatur

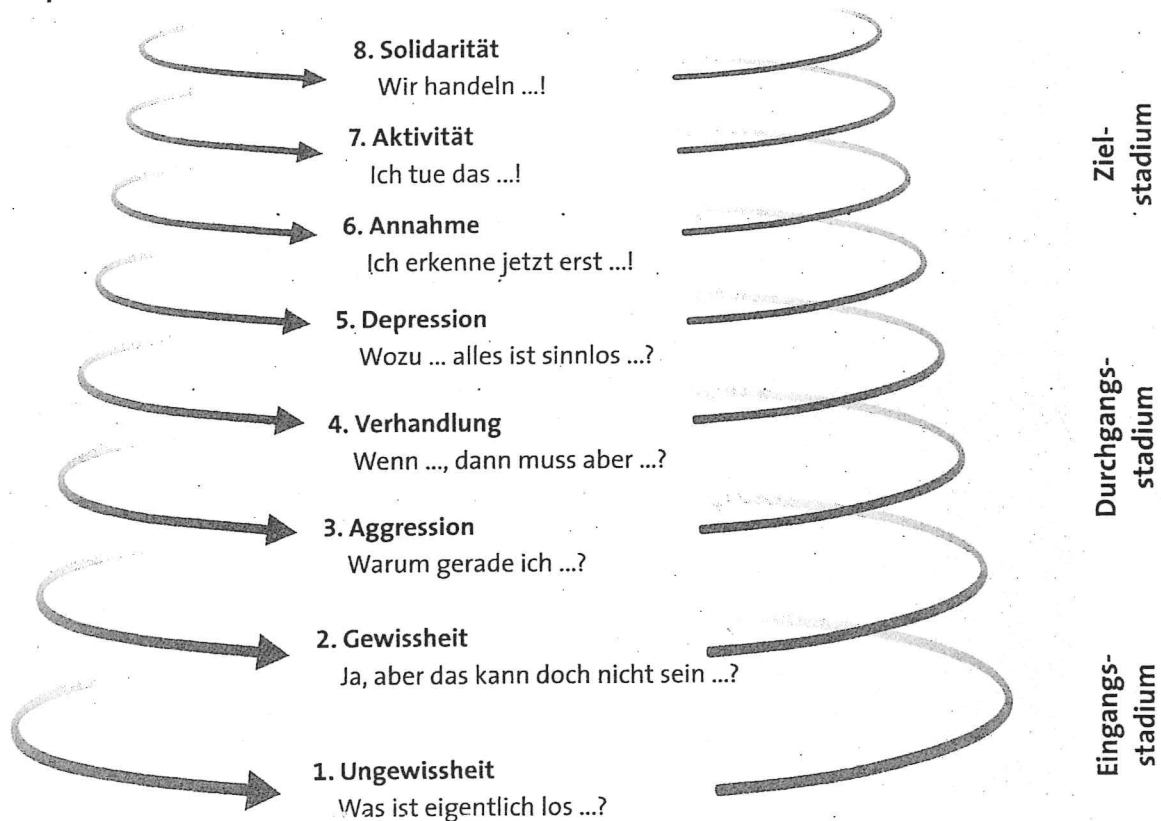
- Bayerischer Rundfunk (BR Wissen): Wie wir sterben. <https://kurzelinks.de/nip1> (letzter Abruf: 27.6.2022)
- Epikur (2014): Brief an Menoikeus. Basel: Schwabe.
- Haußmann, A. (2022). Theologische und religionspsychologische Perspektiven von Ungewissheit. In: Hax-Schoppenhorst, T./Georg, J. (Hg.): Ungewissheit und Unsicherheit durchleben. Wie mit Menschen in unvorhersehbaren Lebens- und Gesundheitssituationen umgehen? Bern: Hogrefe, S.45–54.
- Keil, A. (2022): Ungewissheit – Wurzel der Neugier und Anstiftung zum Leben. In: Hax-Schoppenhorst, T./Georg, J. (Hg.): Ungewissheit und Unsicherheit durchleben. Bern: Hogrefe, S.85–96.
- Koller, E. (2019): Ich werde sterben. Sterben und die Gewissheit des Todes als existenzielle Aufgabe. *Wege zum Menschen*, 71(4), S.298–309.
- Lantermann, E.-D. (2022): Geleitwort I. In: Hax-Schoppenhorst, T./Georg, J. (Hg.): Ungewissheit und Unsicherheit durchleben. Bern: Hogrefe, S.15f.
- Schüßler, W. (2022): Über die positive Bedeutung der menschlichen Ungewissheit. In: Hax-Schoppenhorst, T./Georg, J. (Hg.): Ungewissheit und Unsicherheit durchleben. Bern: Hogrefe, S.55–62.
- Schwager, C. (2020): Corona und die Angst vor dem Tod. <https://kurzelinks.de/i5gm> (letzter Abruf: 27.6.2022)
- Statistisches Bundesamt (2021): Todesursachenstatistik 2020. <https://kurzelinks.de/ff72> (letzter Abruf: 27.6.2022)
- Wittkowski, J. (2014): Ängste von Betreuungspersonen beim Umgang mit Sterbenden. In: Hax-Schoppenhorst, T./Kusserow, A. (Hg.): Das Angst-Buch für Pflege- und Gesundheitsberufe. Praxishandbuch für die Pflege- und Gesundheitsarbeit. Bern: Huber, S.153–164.
- Zeit Online (2022): Krieg von Russland: Zwei Drittel haben laut Umfrage Angst vor Drittem Weltkrieg. <https://kurzelinks.de/6gvo> (letzter Abruf: 27.6.2022)

Die Trauerschleife – eine Krisenspirale (nach Schley 1988)



Quelle: Roland Storath/Arthur Englbrecht, Krisensituationen, Gewalt und Tod in der Schule, in: SchulVerwaltung spezial Nr. 1/2004, Verlag Vahlen München, Seite 5.

Trauerspirale von Erika Schuchardt



Quelle: Erika Schuchardt, Warum gerade ich? Leben lernen in Krisen, Vandenhoeck & Ruprecht, 2018 (14. Auflage).

Ich konnte Tschick von Anfang an nicht leiden. Keiner konnte ihn leiden. Tschick war ein Asi, und genau so sah er auch aus. Wagenbach schleppte ihn nach Ostern in die Klasse, und wenn ich sage, er *schleppte* ihn in die Klasse, dann meine ich das auch so. Erste Stunde nach den Osterferien: Geschichte. Alle saßen auf ihren Stühlen wie festgetackert, weil, wenn einer ein autoritäres Arschloch ist, dann Wagenbach. Wobei Arschloch jetzt eine Übertreibung ist, eigentlich ist Wagenbach ganz okay. Er macht okayen Unterricht und ist wenigstens nicht dumm, wie die meisten anderen, wie Wolkow zum Beispiel. Bei Wagenbach hat man keine Mühe, sich zu konzentrieren. Und man tut auch gut daran, weil, Wagenbach kann Leute richtig auseinandernehmen. Das weiß jeder. Selbst die, die ihn noch nie hatten. Bevor ein Fünftklässler zum ersten Mal das Hagecius-Gymnasium betritt, weiß er schon: Wagenbach, Achtung! Da ist es mucksmäuschenstill. Bei Schürmann klingelt immer mindestens fünf Mal in der Stunde ein Handy. Patrick hat es sogar mal geschafft, bei Schürmann seinen Klingelton neu einzustellen – sechs, sieben, acht Töne hintereinander, bis Schürmann um ein wenig *mehr Ruhe* bat. Und auch da hat er sich nicht getraut, Patrick scharf anzugucken. Wenn bei Wagenbach ein Handy klingelt, kann derjenige sicher sein, die große Pause nicht lebend zu erreichen. Es gibt sogar das Gerücht, dass Wagenbach früher mal einen Hammer dabei hatte, um Handys zu zerkloppen. Ich weiß nicht, ob das stimmt.

Wagenbach kam also rein in dem schlechten Anzug und mit der braunen Kacktasche unterm Arm wie immer, und hinter ihm her schleppte sich dieser Junge, der wirkte, als wäre er kurz vorm Koma oder so. Wagenbach knallte seine Tasche aufs Pult und drehte sich um. Er wartete mit zusammengezogenen Augenbrauen, bis der Junge langsam herangeschlurrt war, und sagte dann: «Wir haben hier einen neuen Mitschüler. Sein Name ist Andrej –»

Und dann schaute er auf seinen Notizzettel, und dann schaute er wieder den Jungen an. Offenbar sollte der seinen Nachnamen selber sagen. Aber der Junge guckte mit seinen zwei Schlitzaugen durch den Mittelgang ins Nichts und sagte auch nichts.

Und vielleicht ist es nicht wichtig zu erwähnen, was ich dachte in diesem Moment, als ich Tschick zum ersten Mal sah, aber ich will es trotzdem mal dazusagen. Ich hatte nämlich einen extrem unguten Eindruck, wie der da neben Wagenbach auftauchte. Zwei Arschlöcher auf einem Haufen, dachte ich, obwohl ich ihn ja gar nicht kannte und nicht wusste, ob er ein Arschloch war. Er war ein Russe, wie sich dann rausstellte. Er war so mittelgroß, trug ein schmutzdeliges weißes Hemd, an dem ein Knopf fehlte, 10-Euro-Jeans von KiK und braune, unförmige Schuhe, die aussahen wie tote Ratten. Außerdem hatte er extrem hohe Wangenknochen und statt Augen Schlitze. Diese Schlitze waren das Erste, was einem auffiel. Sah aus wie ein Mongole, und man wusste nie, wo er damit hinguckte. Den Mund hatte er auf einer Seite leicht geöffnet, es sah aus, als würde in dieser Öffnung eine unsichtbare Zigarette stecken. Seine Unterarme waren kräftig, auf dem einen hatte er eine große Narbe. Die Beine relativ dünn, der Schädel kantig.

Niemand kicherte. Bei Wagenbach kicherte sowieso nie-

mand. Aber ich hatte den Eindruck, dass auch ohne Wagenbach keiner gekichert hätte. Der Russe stand einfach da und sah aus seinen Mongolenaugen irgendwohin. Und er ignorierte Wagenbach komplett. Das war auch schon eine Leistung, Wagenbach zu ignorieren. Das war praktisch unmöglich.

«Andrej», sagte Wagenbach, starrte auf seinen Zettel und bewegte lautlos die Lippen. «Andrej Tsch... Tschicha... tschoroff.»

Der Russe nuschte irgendwas.

«Bitte?»

«Tschichatschow», sagte der Russe, ohne Wagenbach anzusehen.

Wagenbach zog Luft durch ein Nasenloch ein. Das war so eine Marotte von ihm. Luft durch ein Nasenloch.

«Schön, Tschicharoff. Andrej. Willst du uns vielleicht kurz was über dich erzählen? Wo du herkommst, auf welcher Schule du bisher warst?»

Das war Standard. Wenn Neue in die Klasse kamen, mussten sie erzählen, wo sie her waren und so. Und jetzt ging die erste Veränderung mit Tschick vor. Er drehte den Kopf ganz leicht zur Seite, als hätte er Wagenbach erst in diesem Moment bemerkt. Er kratzte sich am Hals, drehte sich wieder zur Klasse und sagte: «Nein.» Irgendwo fiel eine Stecknadel zu Boden.

Wagenbach nickte ernst und sagte: «Du willst nicht erzählen, wo du herkommst?»

«Nein», sagte Tschick. «Mir egal.»

«Na schön. Dann erzähle ich eben etwas über dich, Andrej. Aus Gründen der Höflichkeit muss ich dich schließlich der Klasse vorstellen.»

Er sah Tschick an. Tschick sah die Klasse an.

«Ich nehme dein Schweigen als Zustimmung», sagte Wagenbach. Und er sagte es in einem ironischen Ton, wie alle Lehrer, wenn sie so was sagen.

Tschick antwortete nicht.

«Oder hast du was dagegen?», fragte Wagenbach.

«Beginnen Sie», sagte Tschick und machte eine Handbewegung.

Irgendwo im Mädchenblock wurde jetzt doch gekichert. *Beginnen Sie!* Wahnsinn. Er betonte jede Silbe einzeln, mit einem ganz komischen Akzent. Und er starrte immer noch die hintere Wand an. Vielleicht hatte er sogar die Augen geschlossen. Es war schwer zu sagen. Wagenbach machte ein Gesicht, das zur Ruhe aufforderte. Dabei war es schon absolut ruhig.

«Also», sagte er. «Andrej Tschicha... schoff heißt unser neuer Mitschüler, und wie wir an seinem Namen bereits un schwer erkennen, kommt unser Gast von weit her, genau genommen aus den unendlichen russischen Weiten, die Napoleon in der letzten Stunde vor Ostern erobert hat – und aus denen er heute, wie wir sehen werden, auch wieder vertrieben werden wird. Wie vor ihm Karl XII. Und nach ihm Hitler.»

Wagenbach zog die Luft wieder durch ein Nasenloch ein. Die Einleitung machte keinen Eindruck auf Tschick. Er rührte sich nicht.

«Jedenfalls ist Andrej vor vier Jahren mit seinem Bruder hier nach Deutschland gekommen, und – möchtest du das nicht lieber selbst erzählen?»

Der Russe machte eine Art Geräusch.

«Andrej, ich spreche mit dir», sagte Wagenbach.

«Nein», sagte Tschick. «Nein im Sinne von ich möchte es lieber nicht erzählen.»

Unterdrücktes Kichern. Wagenbach nickte kantig.

«Na schön, dann werde ich es erzählen, wenn du nichts dagegen hast, es ist schließlich sehr ungewöhnlich.»

Tschick schüttelte den Kopf.

«Es ist nicht ungewöhnlich?»

«Nein.»

«Also, ich finde es ungewöhnlich», beharrte Wagenbach. «Und auch bewundernswert. Aber um es kurz zu machen – kürzen wir das hier mal ab. Unser Freund Andrej kommt aus einer deutschstämmigen Familie, aber seine Muttersprache ist Russisch. Er ist ein großer Formulierer, wie wir sehen, aber er hat die deutsche Sprache erst in Deutschland gelernt und verdient folglich unsere Rücksicht in gewissen ... na ja, Be-reichen. Vor vier Jahren besuchte er zuerst die Förderschule. Dann wurde er auf die Hauptschule umgeschult, weil seine Leistungen das zuließen, aber da hat er es auch nicht lange ausgehalten. Dann ein Jahr Realschule, und jetzt ist er bei uns, und das alles in nur vier Jahren. So weit richtig?»

Tschick rieb sich mit dem Handrücken über die Nase, dann betrachtete er die Hand. «Neunzig Prozent», sagte er.

Wagenbach wartete einen Moment, ob da noch mehr käme. Aber da kam nichts mehr. Die restlichen zehn Prozent blieben ungeklärt.

«Na gut», sagte Wagenbach überraschend freundlich. «Und nun sind wir natürlich alle sehr gespannt, was da noch kommt ... Leider kannst du nicht ewig hier vorne stehen bleiben, so schön es auch ist, sich mit dir zu unterhalten. Ich würde deshalb vorschlagen, du setzt dich dahinten an den freien Tisch, weil das ja auch der einzige Tisch ist, der frei ist. Nicht?»

Tschick schlurfte wie ein Roboter durch den Mittelgang. Alle sahen ihm nach. Tatjana und Natalie steckten die Köpfe zusammen.

«Napoleon!», sagte Wagenbach und machte eine Kunstpause, um eine Packung Papiertaschentücher aus der Aktentasche zu ziehen und sich ausfühlich zu schnäuzen.

Tschick war mittlerweile hinten angekommen, und aus dem Gang, durch den er gekommen war, wehte ein Geruch rüber, der mich fast umhauete. Eine Alkoholfahne. Ich saß drei Plätze vom Gang weg und hätte seine Getränkliste der letzten vierundzwanzig Stunden zusammenstellen können. So roch meine Mutter, wenn sie einen schlechten Tag hatte, und ich überlegte, ob das vielleicht der Grund gewesen war, warum er Wagenbach die ganze Zeit nicht angesehen und nicht den Mund aufgemacht hatte, wegen der Fahne. Aber Wagenbach hatte Schnupfen. Der roch sowieso nichts.

Tschick setzte sich an den letzten freien Tisch ganz hinten. An diesem Tisch hatte zu Beginn des Schuljahrs Kallenbach gesessen, der Klassentrottel. Aber weil bekannt war, dass Kallenbach pausenlos störte, hatte Frau Pechstein ihn noch am selben Tag von da weggeholt und in die erste Reihe gesetzt, damit sie ihn unter Kontrolle hatte. Und nun saß stattdessen dieser Russe am letzten Tisch, und vermutlich war ich nicht der Einzige, der den Eindruck hatte: dass das aus Sicht von Frau Pechstein keine gute Idee war, statt Kallenbach da den Russen sitzen zu haben. Der war ein ganz anderes Kaliber als Kallenbach, das war offensichtlich, deshalb drehten sich auch alle ständig nach ihm um. Nach diesem Auftritt mit Wagenbach wusste man einfach: Da passiert noch was, das wird jetzt richtig spannend.

Aber dann passierte den ganzen Tag lang überhaupt nichts. Tschick wurde von jedem Lehrer neu begrüßt und musste in jeder Stunde seinen Namen buchstabieren, aber ansonsten war Ruhe. Auch die nächsten Tage blieb es ruhig, es war eine richtige Enttäuschung. Tschick kam immer im selben, ab-

gewrackten Hemd zur Schule, beteiligte sich nicht am Unterricht, sagte immer «Ja» oder «Nein» oder «Weiß nicht», wenn er aufgerufen wurde, und störte nicht. Er freundete sich mit niemandem an, und er machte auch keinen Versuch, sich mit jemandem anzufreunden. Nach Alkohol stank er die nächsten Tage nicht mehr, und trotzdem hatte man immer, wenn man in die letzte Reihe guckte, den Eindruck, er wäre irgendwie weggetreten. So zusammengesunken, wie er dasaß mit seinen Schlirzaugen, da wusste man nie: Schläft der, ist der hacke, oder ist der einfach nur sehr lässig?

So ungefähr einmal die Woche roch es dann aber doch wieder. Nicht so schlimm wie am ersten Tag, aber immerhin. Es gab auch bei uns in der Klasse Leute, die schon mal einen Vollrausch gehabt hatten – ich gehörte nicht dazu –, aber dass einer morgens besoffen in die Schule kam, war neu. Tschick kaute dann stinkendes Pfefferminzkaugummi, daran konnte man immer erkennen, was Phase war.

Sonst wusste man nicht viel über ihn. Dass da einer von der Förderschule ins Gymnasium kam, war ja absurd genug. Und dann noch diese Klamotten. Aber es gab auch Leute, die ihn verteidigten, die meinten: dass er in Wirklichkeit gar nicht dumm war. «Jedenfalls garantiert nicht so dumm wie Kallenbach», behauptete ich irgendwann, denn ich war einer von diesen Leuten. Aber ich verteidigte ihn, ehrlich gesagt, auch nur, weil Kallenbach gerade dabei stand, der mir auf die Nerven ging. Aus Tschicks Redebeiträgen konnte man wirklich nicht schließen, ob er dumm oder klug war oder irgendwas dazwischen.

Und natürlich gab es auch Gerüchte über ihn und seine Herkunft. Tschetschenien, Sibirien, Moskau – war alles im Gespräch. Kevin meinte, Tschick würde mit seinem Bruder irgendwo hinter Hellersdorf in einem Campingwagen woh-

nen, und dieser Bruder wäre ein Waffenschieber. Jemand anders wusste, dass er ein Frauenhändler war, und es war die Rede von einer 40-Zimmer-Villa, in der die Russenmafia Orgien feierte, und wieder jemand anders behauptete, Tschick würde in einem dieser Hochhäuser Richtung Müggelsee wohnen. Aber, ehrlich gesagt, das war alles Gewäsch, und das kam nur zustande, weil Tschick selbst mit fast niemandem redete. Und so geriet er langsam wieder in Vergessenheit. Oder jedenfalls so sehr in Vergessenheit, wie man geraten kann, wenn man täglich in demselben schlimmen Hemd und einer billigen Jeans erscheint und auf dem Platz des Klassentrotzels sitzt. Die Schuhe aus toten Tieren immerhin wurden irgendwann durch weiße Adidas ersetzt, von denen auch so fort wieder jemand wusste, dass sie frisch geklaut waren. Und vielleicht waren sie auch frisch geklaut. Aber die Zahl der Gerüchte nahm nicht mehr weiter zu. Man erfand nur noch den Spitznamen Tschick, und für alle, denen das zu einfach war, hieß er der *Förderschüler*, und dann war das Russenthema erst mal durch. Jedenfalls in unserer Klasse.

Auf dem Parkplatz dauerte es etwas länger. Auf diesem Parkplatz vor der Schule standen morgens die Oberstufenschüler, und da gab es ein paar, die schon Autos hatten, und die fanden diesen Mongolen wahnsinnig interessant. Typen, die fünfmal sitzengeblieben waren und in der offenen Fahrertür von ihrem Auto lehnten, damit auch jeder sehen konnte, dass sie die Besitzer dieser getunten Schrottkarren waren, und die machten sich über Tschick lustig. «Wieder hacke, Iwan?» Und das jeden Morgen. Besonders ein Typ mit einem gelben Ford Fiesta. Ich wusste lange nicht, ob Tschick das mitkriegte, dass die ihn meinten und dass sie über ihn lachten, aber irgendwann blieb er einmal stehen. Ich war gerade damit beschäftigt, mein Fahrrad anzuschließen, und ich

hörte, wie sie laut Wetten abschlossen, ob Tschick die Tür zum Schulgebäude treffen würde, so wie er schwankte – sie sagten: Wie der Scheißmongole schwankt –, und da blieb Tschick stehen und ging zum Parkplatz zurück und auf die Jungs zu. Die alle einen Kopf größer und ein paar Jahre älter waren als er und die wahnsinnig grinsten, wie der Russe da jetzt ankam – und an ihnen vorbeiging. Er steuerte gleich auf den Ford-Typen zu, der der Lauteste von allen war, legte beide Hände auf das gelbe Autodach und redete mit ihm so leise, dass niemand sonst ihn hören konnte, und dann verschwand langsam das Grinsen aus dem Gesicht vom Ford-Typen, und Tschick drehte sich um und ging in die Schule. Von dem Tag an riefen sie ihm nichts mehr hinterher.

Ich war natürlich nicht der Einzige, der das beobachtet hatte, und danach verstummten die Gerüchte nicht mehr, dass Tschicks Familie wirklich die russische Mafia wäre oder so was, weil, es konnte sich keiner vorstellen, wie er es sonst geschafft hatte, dem Ford-Spacko mit drei Sätzen komplett den Stecker zu ziehen. Aber logisch war das Quark. Mafia, völliger Quark. Das dachte ich jedenfalls.

«Im Ernst, du musst was machen. Wenn du nichts machst, wirst du verrückt. Lass uns da vorbeifahren. Ist doch wurscht, ob du denkst, es ist peinlich. In einem geklauten Lada ist eh nichts mehr peinlich. Zieh deine geile Jacke an, nimm deine Zeichnung und schwing deinen Arsch ins Auto.»

«Never.»

«Wir warten, bis es dämmert, und dann schwingst du deinen Arsch ins Auto.»

«Nee.»

«Und warum nicht?»

«Ich bin nicht eingeladen.»

«Du bist nicht eingeladen! Na und? Ich bin auch nicht eingeladen. Und weißt du, warum? Logisch, der Russenarsch ist nicht eingeladen. Aber weißt du, warum du nicht eingeladen bist? Siehst du – du weißt es nicht mal. Aber ich weiß es.»

«Dann sag's, du Held. Weil ich langweilig bin und scheiße ausseh.»

Tschick schüttelte den Kopf. «Du siehst nicht scheiße aus. Oder vielleicht siehst du scheiße aus. Aber daran liegt's nicht. Der Grund ist: Es gibt überhaupt keinen Grund, dich einzuladen. Du fällst nicht auf. Du musst auffallen, Mann.»

«Was meinst du mit auffallen? Jeden Tag besoffen in die Schule kommen?»

«Nein. Mein Gott. Aber wenn ich du wär und ausseh»

würde wie du und hier wohnen würde und solche Klamotten hätte, wär ich schon hundertmal eingeladen.»

«Brauchst du Klamotten?»

«Lenk nicht ab. Sobald es dämmt, fahren wir nach Werder.»

«Never.»

«Wir gehen nicht auf die Party. Wir fahren nur vorbei.»

Was für eine endbescheuerte Idee. Genau genommen waren es gleich drei Ideen, und jede einzelne davon war bescheuert: Uneingeladen aufkreuzen, mit dem Lada quer durch Berlin, und – am bescheuertsten von allen – die Zeichnung mitnehmen. Denn eins war mal klar: Auch Tatjana würde merken, was es mit dieser Zeichnung auf sich hatte. Ich wollte auf keinen Fall da hin.

Während Tschick mich nach Werder kutscherte, erzählte ich unaufhörlich, dass ich da nicht hinwollte. Erst sagte ich, er solle umkehren, ich hätte es mir anders überlegt, dann behauptete ich, dass wir die genaue Adresse ja gar nicht wüssten, und dann schwor ich, dass ich auf keinen Fall aussteigen würde aus dem Lada.

Während der ganzen langen Fahrt hielt ich die Hände in den Achseln. Diesmal nicht wegen Fingerabdrücken, sondern weil sie sonst gezittert hätten. Vor mir auf dem Armaturenbrett lag Beyoncé und zitterte auch.

Bei aller Aufregung bemerkte ich immerhin, dass Tschick vorsichtiger fuhr als noch am Morgen. Er umging die zweispurigen Straßen und nahm lange vor roten Ampeln den Fuß vom Gas, damit wir nicht dastanden und Passanten zu uns reingucken konnten. Einmal mussten wir auf dem Seitenstreifen halten, weil es anfang zu regnen und der Scheibenwischer nicht funktionierte. Aber da waren wir schon fast raus aus Berlin. Es schüttete wie aus Eimern. Allerdings nur

fünf Minuten lang, ein Gewitterregen. Danach roch die Luft wahnsinnig gut.

Ich schaute durch die Windschutzscheibe, auf der der Fahrtwind die Tropfen auseinandertrieb, und mir fiel zum ersten Mal auf, wie merkwürdig es war, in einem Auto, das einem nicht gehörte, durch die Straßen zu gondeln, durch das abendliche Berlin, und dann raus über die Alleen im Westen und an einsamen Tankstellen vorbei und den Wegweisern nach Werder hinterher. Plötzlich stand die rote Sonne unter schwarzen Wolken. Ich sagte kein Wort mehr, und Tschick sagte auch nichts, und ich war froh, dass er so entschlossen auf die Party zuhielt, wo ich angeblich gar nicht hinwollte. Drei Monate lang hatte ich an nichts anderes gedacht – und jetzt passierte es eben, und ich würde mich vor Tatjana aufführen wie der lächerlichste Mensch.

Das Haus war nicht schwer zu finden. Wir hätten es wahrscheinlich auch so gefunden, wenn wir die Straßen an der Havel abgefahren wären, aber gleich hinterm Ortseingang tauchten zwei Mountainbikes mit Schlafsäcken gepackt vor uns auf – André und noch irgendein Trottel. Tschick fuhr ihnen in sicherem Abstand hinterher, und dann sahen wir schon das Haus. Rot geklinkert, ein Vorgarten voller Fahrräder, vom See her ein Riesengeschrei. Noch hundert Meter entfernt. Ich rutschte von meinem Sitz hinunter in den Fußraum, während Tschick das Fenster runterkurbelte, lässig einen Ellenbogen raushängte und mit achteinhalb Stundenkilometern an der ganzen Gesellschaft vorbeifuhr. Ungefähr ein Dutzend Leute stand im Vorgarten und in der offenen Haustür, Leute mit Gläsern und Flaschen und Handys und Zigaretten in den Händen. Unmengen hinten im Garten. Bekannte und unbekannte Gesichter, aufgedonnerte Mädchen aus der Parallelklasse. Und wie eine Sonne mittendrin Tatjana. Wenn sie

schon die größten Trottel und Russen nicht eingeladen hatte, hatte sie doch sonst alles eingeladen, was laufen konnte. Das Haus blieb langsam hinter uns zurück. Keiner hatte uns gesehen, und mir fiel ein, dass ich ja überhaupt keinen Plan hatte, wie ich Tatjana die Zeichnung geben sollte. Ich dachte ernsthaft darüber nach, sie während der Fahrt aus dem Fenster zu werfen. Irgendwer würde sie schon finden und zu ihr bringen. Aber bevor ich noch irgendwas Bescheuertes tun konnte, bremste Tschick schon und stieg aus. Entsetzt sah ich ihm hinterher. Ich weiß nicht, ob Verliebtsein immer so peinlich ist, aber anscheinend habe ich kein großes Talent dafür. Während ich mit mir kämpfte, ob ich endgültig im Fußraum versinken und mir die Jacke über den Kopf ziehen oder zurück auf den Sitz klettern und ein unbeteiligtes Gesicht machen sollte, schoss hinterm rotgeklinkerten Haus eine Rakete in den Himmel und explodierte rot und gelb, und fast alle rannten in den Garten zum Feuerwerk. Allein André mit seinem Mountainbike und Tatjana, die ihn begrüßen gekommen war, standen noch auf dem Bürgersteig.

Und Tschick.

Tschick stand jetzt direkt vor ihnen. Sie starteten ihn an, als ob sie ihn nicht erkennen würden, und wahrscheinlich erkannten sie ihn wirklich nicht. Denn Tschick hatte meine Sonnenbrille auf. Außerdem trug er eine Jeans von mir und mein graues Jackett. Wir hatten den ganzen Tag meinen Kletterschrank ausgeräumt, und ich hatte Tschick drei Hosen und ein paar Hemden und Pullover und so was geschenkt, mit dem Ergebnis, dass er nun nicht mehr aussah wie der letzte Russenarsch, sondern wie ein Kleiderständer aus «Gute Zeiten, schlechte Zeiten». Wobei das keine Beleidigung sein soll. Aber er sah sich einfach selbst nicht mehr ähnlich, und dann hatte er auch noch eine Ladung Gel im Haar. Ich konnte

sehen, wie er Tatjana ansprach und sie antwortete – irritiert antwortete. Tschick winkte mir hinter seinem Rücken mit der Hand. Wie hypnotisiert stieg ich aus, und was dann passierte – frag mich nicht. Ich weiß es nicht mehr. Plötzlich stand ich mit der Zeichnung neben Tatjana, und ich glaube, sie guckte mich genauso irritiert an wie vorher Tschick. Aber ich hab's eigentlich nicht gesehen.

Ich sagte: «Hier.»

Ich sagte: «Beyoncé.»

Ich sagte: «Eine Zeichnung.»

Ich sagte: «Für dich.»

Tatjana startete die Zeichnung an, und bevor sie wieder von der Zeichnung hochgucken konnte, hörte ich schon, wie Tschick zu André sagte: «Nee, keine Zeit. Wir haben noch was zu erledigen.» Er stieß mich an, ging zum Auto zurück, und ich hinterher – und den Motor gestartet und ab. Ich rampte meine Fäuste gegen das Armaturenbrett, während Tschick in den zweiten Gang schaltete und die Straße runterschoss, die eine Sackgasse war.

«Soll ich's ihnen noch zeigen?», fragte er.

Ich antwortete nicht. Ich konnte nicht.

«Soll ich's ihnen noch zeigen?», fragte Tschick.

«Mach, was du willst!», schrie ich. Ich war so erleichtert.

Tschick raste auf das Ende der Sackgasse zu, riss das Steuer kurz nach rechts und dann nach links, zog an der Handbremse und machte mitten auf der Straße eine 180°-Drehung. Ich flog fast aus dem Fenster.

«Klappt nicht immer», sagte Tschick stolz. «Klappt nicht immer.»

Er beschleunigte am rotgeklinkerten Haus vorbei, und nur aus den Augenwinkeln sah ich, wie sie da immer noch standen auf dem Bürgersteig. Die Zeit schien angehalten zu

sein. Tatjana mit der Zeichnung in der Hand, André mit dem Mountainbike und Natalie, die gerade von hinten durch den Garten kam. Der Lada schmierte mit sechzig um die nächste Kurve, und meine Fäuste hämmerten auf das Armaturenbrett. «Gib Gas!», rief ich. «Mach ich doch.» «Gib mehr Gas!», rief ich und sah meinen Fäusten beim Hämmern zu. Erleichterung ist gar kein Ausdruck.

Billy Idol: Dancing with myself

In den Etagen von Tokio
Oder unten in der Londoner Stadt zu gehen, gehen
Mit einer Plattenauswahl und der Reflexion eines Spiegels
Ich tanze mit mir selbst
Wenn niemand sonst in Sicht ist
In der überfüllten, einsamen Nacht
Nun, ich warte so lange auf die Schwingungen meiner Liebe
Und ich tanze mit mir selbst
Tanze mit mir selbst (ah, oh, oh-oh)
Tanze mit mir selbst (ah, oh, oh-oh)
Wenn es nichts zu verlieren und nichts zu beweisen gibt (ah, oh, oh-oh)
Nun, ich tanze mit mir selbst, ah, oh, oh-oh
Wenn ich mich auf der ganzen Welt umsehe
Und es gibt jede Art von Mädchen
Aber deine leeren Augen scheinen mich zu übersehen
Lass mich mit mir selbst tanzen
Lass uns einen weiteren heben
Und es wird mir Zeit zum Nachdenken geben
Wenn ich die Chance hätte, würde ich die Welt zum Tanzen auffordern
Und ich würde mit mir selbst tanzen, oh-oh
Mit mir selbst tanzen, ah, oh (oh-oh)
Mit mir selbst tanzen (ah, oh, oh-oh)
Wenn ich die Chance hätte, würde ich die Welt zum Tanzen auffordern (ah, oh, oh-oh)
Und ich würde mit mir selbst tanzen, ah, oh, oh-oh, yeah
Ah, oh, oh-oh, oh
ah, oh, oh-oh
Ah, oh, oh-oh, wow
Dance
Dance
Nun, ich habe mich auf der ganzen Welt umgesehen
Und es gibt jede Art von Mädchen
Aber deine leeren Augen scheinen mich zu übersehen
Lass mich mit mir selbst tanzen
Lass uns einen weiteren heben
Und es wird mir Zeit zum Nachdenken geben
Wenn ich die Chance hätte, würde ich die Welt zum Tanzen auffordern
Und ich würde mit mir selbst tanzen, oh-oh
Mit mir selbst tanzen, oh-oh
Mit mir selbst tanzen
Wenn ich die Chance hätte, würde ich die Welt zum Tanzen auffordern
Wenn ich die Chance hätte, würde ich die Welt zum Tanzen auffordern
Hätte ich die Chance, würde ich die Welt zum Tanzen auffordern
Ah, oh, oh-oh, au!
Oh, oh, oh-oh, woo

Ah, oh, oh-oh, yeah
Oh, oh, oh-oh
Oh, oh, oh-oh
Ah, oh, oh-oh
Oh, oh, oh-oh
Ah, oh, oh-oh, yeah!
Nun, ich habe mich überall auf der Welt umgesehen
Und es gibt jede Art von Mädchen
Aber deine leeren Augen scheinen mich zu übersehen
Lass mich mit mir selbst tanzen
Lass uns einen weiteren heben
Und es wird mir Zeit zum Nachdenken geben
Wenn ich die Chance hätte, würde ich die Welt zum Tanzen auffordern
Und ich würde mit mir selbst tanzen
Mit mir selbst tanzen, ah, oh, oh-oh
Mit mir selbst tanzen
Wenn ich die Chance hätte, würde ich die Welt zum Tanzen auffordern
Wenn ich die Chance hätte, würde ich die Welt zum Tanzen auffordern
Wenn ich die Chance hätte, würde ich die Welt zum Tanzen auffordern, au!
Ah, oh, oh-oh, yeah
Ah, oh, oh-oh, yeah
Oh, oh, oh-oh, yeah
Ah, oh, oh-oh
Oh, meine Damen sind ganz nass, yeah, schwitzen, schwitzen
Ich will schwitzen, schwitzen, schwitzen, schwitzen, schwitzen
Schwitzen, schwitzen, schwitzen, schwitzen, schwitzen
Schweiß, Schweiß, Schweiß, Schweiß, Schweiß, Schweiß
Schwitzen, schwitzen, schwitzen, au!
Schwitzen mit mir selbst
Ich tanze mit mir selbst, mir selbst
Mir geht's gut

Entscheidend scheint mir die Erfahrung in der Trauerarbeit, dass wir Trennungen nicht nur ertragen können, sondern dass sie durch die Trauer hindurch dazu führen, uns selbst wieder neu zu erleben, auch mit neuen Wertungen: als Menschen, die auch durch Trennungen nicht zerbrechen, die innerlich doch immer wieder getragen sind, die, gerade als Erschütterte, sich auf das Wesentliche zurückbesinnen. Der Tod eines geliebten Menschen ist das Erlebnis einer Grenzsituation. Diese Grenzsituation betrifft uns, wir können uns in ihr durch niemanden vertreten lassen. Deshalb ist sie ein Moment im Leben, in dem unser Dasein innerhalb der größten Gegensätze des Lebens gefordert ist und uns erlebbar wird. Auch wenn Tod unvermeidbar ist und uns ständig begleitet, sind doch unser Leben, unsere Bindungen, unsere Geschichte ebenso gewiss wie der Tod.

Der Tod ragt in Gestalt der ständigen Veränderung in unser Leben herein. Leben angesichts des Todes muss »abschiedlich« gelebt werden; wir müssen immer bereit sein,

Abschied zu nehmen, uns zu verändern, und immer auch bereit sein, unsere Geschichte als Geschichte von unendlich vielen Veränderungen in uns aufleuchten zu lassen, als die Ausfaltung unserer Identität.

Weischedel⁸³ schreibt: »Die Abschiedlichkeit ist die gemäße Antwort des Skeptikers (dessen, dem alles fraglich ist. Anmerkung von mir) auf den Anblick der Vergänglichkeit, die alles Wirkliche bestimmt und durchherrscht.«⁸⁴

»Abschiedlichkeit« bei Weischedel meint, ständig von dem Abschied zu nehmen, in dem man sich aufhält⁸⁵, wobei Weischedel an eine doppelte Abschiedlichkeit denkt: an diejenige im Blick auf sich selbst und an diejenige im Blick auf die Welt. Die »Abschiedlichkeit« als Grundhaltung des Menschen angesichts dessen, dass wir sterben müssen, will Weischedel mit den Grundhaltungen der »Offenheit« und der »Verantwortlichkeit« zusammensehen. Zur »Offenheit« gehört für Weischedel: Wahrhaftigkeit, Sachlichkeit, Geltenlassen und Toleranz; »Verantwortlichkeit« schließt nach seinem Verständnis Solidarität, Gerechtigkeit und Treue ein. Diese Grundhaltungen fußen nach ihm auf Grundentschlüssen:

Er entschließt sich zum Skeptizismus (alles ist fraglich), zur Freiheit (»Besitz eines Spielraums für ein Wählenkönnen, innerhalb dessen der Mensch von sich selber her über sich selbst bestimmen kann«⁸⁶), zum Dasein (der Skeptiker entzieht sich nicht der fraglich gewordenen Welt durch Selbstmord) und zur Gestaltung des Daseins (nicht sich treiben lassen, sondern das Dasein gestalten).

Weischedel meint, dass zur »Abschiedlichkeit« eine durchgängige Distanz des Menschen zu sich und zur Welt gehört. So sehr mir sein Gedanke der Abschiedlichkeit gefällt, der Gedanke an eine ständige Wandlung, so sehr mir auch einleuchtet, dass zur »Abschiedlichkeit« die Fähigkeit gehört, Distanz zu nehmen, so wenig glaube ich daran, dass

das durchgehende Distanznehmen dem Leben angesichts des Sterbenmüssens gerecht wird. Ohne Bindungsbereitschaft scheinen mir Trennung und Abschiedlichkeit überflüssig zu sein. Auch wenn Weischedel sagt, der abschiedlich existierende Mensch werde keine Träume von Ewigkeit und Unsterblichkeit träumen⁸⁷, scheint mir das keineswegs ausgemacht, sondern eher ein Wunschtraum von ihm zu sein. Hier verlässt er zumindest die Ebene des offenen Fragens, die Voraussetzung für seine Schlüsse ist. Als Skeptiker muss er auch das offen, fraglich sein lassen. Gerade dann, wenn wir die »Abschiedlichkeit« sehr ernst nehmen, wird sich die Sehnsucht nach »Dauer«, nach Symbiose, nach etwas Bleibendem im Menschen melden. Auch wenn ich mich als ständig werdender Mensch erfahre und weiß, dass ich mich unendlich oft verändern werde, werde ich mich doch nie als jemand anderen als eben »mich« erfahren, außer in pathologischen Zuständen. Mir scheint das Erlebnis der Identität doch als gesichert zu gelten. Angesichts von Trennung meine ich aber auch, dass das Bedürfnis nach Bindung des Menschen nicht zu übergehen ist. Es gibt nicht nur den Tod, es gibt auch die Liebe.

Wenn Abschiedlichkeit so radikal gefordert wird, dann muss auch Bindung wichtig sein, und dann muss darüber hinaus wichtig sein, dass der Mensch sich gehalten weiß, sei es, dass er im Laufe des Lebens gelernt hat, eine ihn stützende, akzeptierende Umgebung zu introjizieren als etwas, das ihm aus der eigenen Persönlichkeit entgegenkommt, sei es, dass er darüber hinaus erfährt, dass seine Psyche ihn übersteigt, dass er in der Transzendenz gründet und er symbiotisch mit dieser Transzendenz sein kann, die lebenssteigernde Wirkung hat. Der kann sich trennen, der auf weitere Bindungen vertraut, der kann abschiedlich existieren, der immer wieder weiß, dass er sich niederlassen kann. Das Bild des Nomaden bietet sich dafür an: der Nomade, der immer

wieder weggeht, sich aber auch immer wieder niederlässt auf Zeit; was aber das Lebensnotwendigste für ihn ist, das nimmt er mit.

Abschiedlich zu existieren fällt uns schwer. Es fällt uns schwer, immer wieder Trennungen anzunehmen. Wir wehren uns gegen die Veränderung, versuchen sie zu leugnen, wo sie schon längst eingetreten ist. Wehren wir uns gegen den Tod? Gegen das Hereinragen des Todes ins Leben? Dabei ist ja gerade das Stehenbleiben der Tod. Um den Tod nicht sehen zu müssen, negieren wir ihn und seinen Trabanten, die Veränderung – und dann sind wir unversehens tot. Becker⁸⁸ schreibt dazu:

»Der Mensch muss mit dem Leben bezahlen, er muss täglich bereit sein, zu sterben, sich den Risiken und Gefahren dieser Welt auszusetzen und sich von ihr verschlingen und verbrauchen zu lassen. Anderenfalls ist man am Ende selber wie tot, weil man verzweifelt bemüht war, dem Leben wie dem Tod zu entinnen. So interpretieren moderne, existentialistische Psychiater die Depression.«

Becker bezieht sich auf Médard Boss⁸⁹. Wenn man nicht bereit ist, abschiedlich zu existieren, den Tod ins Leben einzubeziehen, dann droht die Depression. Auch Becker verknüpft die Unfähigkeit, Verluste zu ertragen, Veränderungen zu ertragen, mit Neigung zu Depression. Es bedarf also immer wieder des Opfers dessen, was wir meinen erreicht zu haben und zu sein, damit wieder etwas Neues ins Leben treten kann. Wir müssen aber auch die Gewissheit haben, dass Dasein immer wieder gestaltet werden kann, dass wir trotz der ständigen Veränderungen kreativ sein können, ja dass gerade diese Veränderungen Aspekte der Kreativität sind. Wir brauchen aber auch das Gefühl der durchgängigen Identität mit uns selbst, damit wir den

Mut haben, uns immer wieder auch von uns zu distanzieren und vertrauensvoll das Unbekannte an uns heranreten zu lassen.

Die meisten von uns kämpfen während ihres ganzen Lebens gegen Verluste an, sie wehren sich gegen sie und begreifen nicht, dass Leben Verlust bedeutet und Verlust Leben. Es gibt ein altes jüdisches Sprichwort, das besagt: »Wer auf vielen Hochzeiten tanzt, wird bei vielen Beerdigungen weinen.« Das bedeutet, dass wir, wenn wir oft anwesend sind bei einem Anfang, auch oft dabei sein werden, wenn etwas zu Ende geht. Wenn Sie viele Freunde haben, werden Sie auch Ihren Anteil an Verlusterfahrungen haben.

Wenn Sie empfinden, dass Sie einen großen Verlust erleiden, dann geschieht das deshalb, weil Sie vom Leben so reich gesegnet sind. Wir erfahren große und kleine Verluste im Lauf unseres Lebens, vom Tod eines Vaters oder einer Mutter bis zum Verlegen einer Telefonnummer. Ein Verlust kann dauerhaft sein wie ein Todesfall, oder vorübergehend, wenn Sie etwa während einer Geschäftsreise Ihre Kinder vermissen. Die fünf Stadien, die beschreiben,

wie wir auf einen Verlust, nicht nur auf den Tod, reagieren, können auf jeden Verlust im Leben angewandt werden, ob groß oder klein, dauerhaft oder vorübergehend. Nehmen wir an, Ihr Kind wäre blind geboren und Sie würden dies als einen schwerwiegenden Verlust empfinden und folgendermaßen reagieren:

- Verleugnen: Die Ärzte sagen, dass er einem Gegenstand nicht mit den Augen folgen kann. Gib ihm Zeit, dann wird er es können, wenn er älter wird.
- Zorn: Die Ärzte hätten es wissen müssen, sie hätten es uns früher sagen müssen! Warum tut Gott uns das an?!
- Verhandeln: Ich kann damit zurechtkommen, solange er lernfähig ist und solange er sich selbst versorgen kann, wenn er erwachsen ist.
- Depression: Das ist schrecklich, sein Leben wird so eingeschränkt sein.
- Einwilligen: Wir werden uns mit den Problemen befassen, wenn sie auf uns zukommen. Er kann trotzdem ein gutes Leben haben voll Liebe.

Ein trivialerer Vorfall wäre, wenn Ihnen etwa eine Haftschaale auf den Boden fiel. Sie könnten auf Ihren Verlust dann so reagieren:

- Verleugnen: Ich kann nicht glauben, dass sie mir heruntergefallen ist.
- Zorn: Verdammt noch mal, ich hätte besser aufpassen sollen.
- Verhandeln: Wenn ich sie dieses Mal finde, verspreche ich, in Zukunft viel mehr achtzugeben.
- Depression: Ich bin so traurig, dass ich sie verloren habe, jetzt werde ich mir eine neue kaufen müssen.
- Einwilligen: Es ist in Ordnung, irgendwann musste es so kommen, dass ich eine Haftschaale verliere. Morgen früh werde ich eine neue bestellen.

Nicht jeder macht bei jedem Verlust diese fünf Stadien durch, und die Reaktionen erfolgen nicht immer in derselben Reihenfolge. Es kommt auch vor, dass man manche Stadien mehr als einmal durchläuft. Aber wir verlieren sehr oft etwas, auf diese oder jene Weise, und wir reagieren auf unseren Verlust. Mit dem Verlust kommt die Erfahrung seines Terrains, die uns das Rüstzeug gibt, das Leben besser zu bewältigen.

Was immer Sie empfinden, wenn Sie einen Menschen oder einen Gegenstand verlieren, es ist genau das, was Sie empfinden sollen. Wir haben nie das Recht zu sagen: »Du hast dich zu lange beim Verleugnen aufgehalten, es ist jetzt Zeit für den Zorn«, oder dergleichen, denn wir wissen nicht, wie die Heilung eines anderen Menschen erfolgen soll. Wir empfinden einen Verlust so, wie wir ihn eben empfinden. Wir bleiben mit einem Gefühl von Leere, Hilflosigkeit, Erstarrung, Lähmung, Wertlosigkeit, Zorn, Trauer und Angst zurück. Wir können nicht schlafen, oder wir möchten nichts tun, als immer nur schlafen. Wir haben keinen Appetit, oder wir verschlingen alles in unserer Reichweite. Wir können von einem Extrem ins andere fallen, oder wir halten uns dazwischen auf. An irgendeinem dieser Punkte oder überall zu sein, das gehört zu unserer Heilung.

Die einzige Gewissheit bezüglich eines Verlustes ist vielleicht die, dass die Zeit alles heilt. Unglücklicherweise erfolgt Heilung nicht immer unmittelbar. Sie gleicht nicht einer ansteigenden Kurve in einer grafischen Darstellung, die uns schnell und problemlos zur Ganzheit führt. Man erlebt den Prozess vielmehr als eine Berg-und-Tal-Fahrt: Man schwingt sich zur Ganzheit auf und stürzt dann plötzlich ab in die Verzweiflung. Man scheint zurückzufallen, und dann geht es wieder vorwärts; dann hat man das Gefühl, als müsste man von vorne anfangen. So geht Heilung vonstatten. Sie werden geheilt werden, Sie werden zur Ganzheit zurückfinden. Sie bekommen vielleicht nicht

wieder, was Sie verloren haben, aber Sie können heil werden. Und an irgendeinem Punkt auf Ihrer Reise durch das Leben werden Sie erkennen, dass Sie diesen Menschen oder Gegenstand, um den Sie trauern, nie wirklich in der Weise besaßen, wie Sie dachten. Und Sie werden einsehen, dass Sie ihn immer haben werden, auf andere Weise.

Wir sehnen uns nach Ganzheit. Wir hoffen, dass wir Menschen und Dinge behalten können, wie sie sind, aber wir wissen, dass wir das nicht können. Mit Verlust umzugehen, ist eine der schwierigsten Aufgaben des Lebens. Wir versuchen, sie uns zu erleichtern, wir romantisieren sie sogar, doch der Schmerz der Trennung von einem Menschen oder einem Gegenstand, der uns teuer war, gehört zu den schwierigsten Erfahrungen, die wir machen können.

Es ist nicht immer so, dass »Abwesenheit die Liebe steigert«, sie macht uns auch traurig, einsam und leer.

Wie es nichts Gutes gibt ohne ein Böses, kein Licht ohne Dunkel, so gibt es auch kein Wachstum ohne Verlust. Und so merkwürdig das klingen mag, es gibt auch keinen Verlust ohne Wachstum. Dieses Prinzip ist schwer zu verstehen, und das ist vielleicht der Grund, warum es uns immer so in Erstaunen setzt.

Einige der besten Vermittler dieses Prinzips sind Eltern, die Kinder durch Krebs verloren haben. Im typischen Fall erklären die Eltern, dass diese Erfahrung für sie das Ende der Welt bedeute, und das ist nur verständlich. Jahre später berichten manche, dass sie durch diese Tragödie gewachsen seien. Natürlich hätten sie ihre Kinder lieber nicht verloren, aber sie erkannten jetzt, dass dieser Verlust ihnen auf unerwartete Weise geholfen hatte. Sie lernten, dass es besser ist, geliebt zu haben und den geliebten Menschen zu verlieren, als nie geliebt zu haben. Die Wahrheit ist, dass wir die Erfahrung, geliebte Menschen zu haben und zu verlieren, nicht dagegen tauschen möchten, sie gar nicht gehabt zu haben.

Nach einem ersten Blick auf unser Leben und unsere Verluste lässt sich vielleicht schwer erkennen, wie wir gewachsen sind. Aber wir wachsen tatsächlich. Diejenigen, die Verluste erleiden, gewinnen schließlich mehr Stärke, mehr Ganzheit.

- In mittleren Jahren mögen sich unsere Haare lichten, aber wir erkennen, dass unser Inneres ebenso wichtig ist wie unser Äußeres.
- Im Ruhestand müssen wir auf einen Teil des Einkommens verzichten, aber wir gewinnen dafür mehr Freiheit.
- Im Alter mögen wir etwas von unserer Unabhängigkeit verlieren, aber dafür bekommen wir etwas von der Liebe zurück, die wir anderen gegeben haben.
- Wenn wir die Besitztümer des Lebens verlieren, stellen wir nach der Trauer um sie oft fest, dass wir freier geworden sind, und erkennen, dass wir mit leichtem Gepäck durch diese Welt reisen sollen.
- Manchmal, wenn Beziehungen zu Ende gehen, erfahren wir, wer wir sind – nicht in Beziehung zu anderen, sondern einfach wir selbst.
- Wir mögen manche Dinge oder Fähigkeiten verlieren, aber andererseits lernen wir schätzen, was uns geblieben ist.

3

Zum Abendessen gibt es Vanillecroissants. Das ist gut. Viele Schüler, darunter Zehnt-, Elft- und Zwölftklässler, sind zu einer Kunstausstellung gefahren. So bleibt mehr für uns übrig. Der dicke Felix hat extra Tüten mitgebracht. Er will ein paar Croissants mit nach oben nehmen. Wir verstecken die Tüten unter dem Tisch. In regelmäßigen Abständen holen wir Nachschlag. Das fällt nicht auf. Florian hat sogar ein wenig Kakao aufgetrieben. Das gelingt selten, sagt Janosch. Zum Abschluß gibt es Obst. Wir sind begeistert. Auch Troy lacht. Er nimmt sich noch ein Croissant. Draußen schneit es. Hagelkörner prasseln gegen das große Fenster. Es ist laut.

»Na, was ist, Freunde?« fragt Janosch. »Gehen wir heute nacht zu den Mädchen?« Dabei dreht er sich zu Erzieher Lukas Landorf um, der am gegenüberliegenden Tisch sitzt. Janosch grinst.

»Mit dir gehe ich nirgendwo mehr hin«, antwortet der dicke Felix. Er beißt in seinen Apfel.

»Sei doch nicht gleich so eingeschnappt«, erwidert Janosch. »Ich habe es doch nicht so gemeint.«

»Das hat mir Benni auch schon gesagt«, gibt der dicke Felix zu verstehen. »Aber das hilft nichts.«

»Wieso hat Benni dir das auch schon gesagt?« fragt Janosch.

»Weil Benni cool ist«, erwidert Florian, den alle nur *Mädchen* nennen.

»Da hat er allerdings recht«, sagt Janosch. »Benni ist wirklich cool. Oder Freunde – ist Benni cool?«

»Benni ist cool«, erwidern die anderen. Sie schlagen mir auf die Schulter.

Ich muß an meine Schwester denken. Sie fehlt mir. Wo sie sich jetzt wohl gerade herumtreibt? Wahrscheinlich bei einer dieser Leben-Feten in der Altstadt. Die kenne ich. So manches Mal hat sie mich mit dorthin genommen. Heimlich natürlich. Wir sind aus dem Fenster gestiegen. Meine Eltern haben nie etwas davon mitbekommen. Das ist gut so. Sie hätten es doch nicht verstanden. So blieb es unter uns. Und ich fand es toll. Meistens war ich der einzige Junge. Und im Gegensatz zu anderen Jungen konnten die Mädchen mich leiden. Ich stank, soff und rülpste nicht, und obendrein enthielt ich mich »frauentinkriminierender Schundrituale«. Ich durfte bleiben. Manchmal sogar eine ganze Nacht. Meine Schwester brachte mich dann nach Hause. Sie war die Heldin des Abends. Alle mochten sie. Alle fanden sie schön. Dabei ist sie eigentlich recht klein. 1,64 m leicht. Ihre braunen, schulterlangen Haare sind stets zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Ihr Gesicht ist klar und ohne Furchen. Ausdruckslos. Selten sehe ich es weinen. Oder lachen. Immer leer. Verdammte Scheiße. Ich glaube, ich liebe diese Frau.

»Was ist jetzt mit den Weibern?« fragt Janosch.

»Was soll schon mit ihnen sein?« will Florian wissen.

»Ja, gehen wir nun hin, oder nicht?« Janosch ist zornig.

»Was wollen wir denn bei denen machen?« fragt der dünne Felix. »Das wird nur wieder so eine ›Krug-Aktion‹, da bin ich mir sicher.«

»Die ›Krug-Aktion‹ war *crazy*«, wirft Janosch ein. Er

sagt immer *crazy*. Zu allen aufregenden Dingen sagt Janosch *crazy*. Er liebt dieses Wort.

»Diese Aktion soll *crazy* gewesen sein?« fragt der dicke Felix erstaunt. »War es denn auch *crazy*, mich als fettiges Chappi-Strück zu bezeichnen?«

»Nein, das war nicht *crazy* – das war ein *accident*.« Janosch lacht.

»Ich haue dir gleich ein paar auf die Schnauze. Dann zeige ich dir einen richtigen *accident*«, erwidert Felix.

»Soll das heißen, du bist heute nacht dabei?« fragt Janosch. Kugli wirft ein Vanillecroissant nach ihm.

Janosch wendet sich um. Er lacht immer noch.

»Und was ist nun mit euch? Kugli ist dabei.«

»Wir sind auch dabei«, brummen die anderen. Ich brumme mit. Wie es sich eben gehört.

»Gut«, sagt Janosch. »Ich besorge die Mädchen – ihr das Bier. Um 0:50 Uhr treffen wir uns beim Lebert und mir im Zimmer.«

*

Wahrscheinlich ist es zehn. Ich weiß es nicht. Draußen ist es schon finstere Nacht. Ich sitze auf dem Fenstersims und gucke hinaus.

Neben mir sitzt Janosch. Er raucht.

»Kannst du mir mal was sagen, Janosch?« frage ich.

»Ich kann dir vieles sagen«, antwortet er.

»Nicht vieles«, erwidere ich. »Nur das eine: Wie fühlt es sich an, nicht behindert zu sein? Nicht schwach? Nicht leer? Wie fühlt es sich an, mit der linken Hand über einen Tisch zu streichen? Fühlt man das Leben?«

Janosch überlegt. Er streicht mit der linken Hand über den Sims.

»Ja, man fühlt das Leben.« Er schluckt. Dann zieht er an der Zigarette. Ein roter Punkt glimmt in seinem Gesicht.

»Und wie fühlt es sich an?«

»Es fühlt sich eben nach Leben an!« sagt er. »Im Grunde nicht anders, als wenn man mit der rechten Hand darüber streicht.«

»Aber es ist doch toll, oder nicht?« möchte ich wissen.

»Ich habe nie darüber nachgedacht«, entgegnet Janosch.

»Aber genau das ist es eben: Leben heißt soviel wie *nie darüber nachdenken*.«

»Nie darüber nachdenken?« wiederhole ich empört.

»Glaubst du wirklich, niemand denkt darüber nach, was wir gerade machen?«

»Hier unten bestimmt nicht«, erklärt Janosch. »Wenn schon, dann oben. Und wer weiß, vielleicht hat unser guter Freund Kugli mit seinem bärtigen Mann im Himmel am Ende doch noch recht.«

»Würdest du das später für ihn wiederholen?« frage ich.

»Natürlich nicht«, antwortet Janosch. Wir schweigen.

Draußen beginnt es wieder zu schneien.

»Ich will nicht behindert sein«, flüstere ich. »Nicht so.«

»Wie dann?« Janosch schaut mich fragend an.

»Ich möchte wissen, was ich bin«, antworte ich. »Alle wissen es: Ein Blinder kann sagen, er ist blind; ein Tauber kann sagen, er ist taub; und ein Krüppel kann verdammt noch mal sagen, er ist ein Krüppel. Ich kann das nicht. Ich kann nur sagen, ich bin halbseitengelähmt. Oder ich bin ein Halbseitenspastiker. Wie hört sich das denn an? Die meisten Menschen halten mich ohnehin für einen Krüppel. Und die wenigen anderen halten mich für einen ganz normalen Menschen. Und ich kann dir

sagen, das bringt manchmal noch viel mehr Probleme mit sich.«

»Scheiß dir nicht in die Hosen«, erwidert Janosch. »In meinen Augen bist du weder behindert noch normal. In meinen Augen bist du ... *crazy*.« Janosch lacht. »Ja genau, das ist es – du bist nicht behindert, sondern *crazy*.«

»*Crazy*?« frage ich.

»*Crazy*«, antwortet er.

Nun lachen wir gemeinsam. Es tut gut. Wir lachen lange.

»Zu welchem Mädchen möchtest du eigentlich gehen?« frage ich, als wir uns wieder beruhigt haben. »Doch sicher zu Malen, oder?«

»Natürlich zu Malen«, antwortet er. »Meinst du zu Florian? Sicher nicht. Malen liegt in einem Dreierzimmer. Die anderen zwei Weiber könnt ihr haben.«

Janoschs Blick wird melancholisch. Ich sehe die Liebe in seinen Augen. Jetzt werde ich es ihm wohl sagen müssen. Jetzt ist die Zeit. Hoffentlich wird er gut darauf reagieren. Ich beginne. Dabei hebe ich meine Stimme: »Ich muß dir leider etwas gestehen«, fange ich an.

»Was denn?« fragt er.

»Ich glaube, ich stehe auch auf Malen.« Ungeniert fange ich plötzlich wieder an zu lachen. »Bringst du mich nun um?« frage ich.

Da kichert Janosch ebenfalls. Fast noch lauter als vorhin.

»Quatsch.«

»Quatsch?« wiederhole ich freudig. »Ist dir das egal?«

»Nein. Natürlich ist mir das nicht egal. Aber du solltest wissen, daß in diesem Schloß mindestens hundertfünfzig Typen auf Malen stehen. Da kommt es auf einen mehr oder weniger nicht an. Außerdem bist du nur ein Früchtchen.

Wenn auch ein *crazy* Früchtchen.« Nun kommt er aus dem Lachen nicht mehr heraus. Er hält sich den Bauch. Immer häufiger gluckst er, woraufhin ich ihn höhnisch nachahme. Seine Augen rollen. Erst als er an den Fenstersims tritt, beruhigt er sich wieder. Dann holt er zwei Dosen Warsteiner Bier aus seinem Schrank. Die eine trinkt er in einem Zug leer. Die andere stellt er mir hin.

»Und wie sehe ich aus?« möchte er wissen.

»Gut«, antworte ich.

Da steht er also vor mir. Mein Zimmerkamerad. Janosch Schwarze. Sechzehn Jahre alt. 9. Klasse. Gymnasium. Manche sagen, er sei gut in Mathematik. Vielleicht sollte ich bei ihm Nachhilfe nehmen. Doch das ist jetzt nicht das Thema. Außerdem sind wir die falsche Konstellation. Das sagt Herr Landorf. Wahrscheinlich machen wir es trotzdem. So sind wir halt.

Wie sagte Janosch noch gleich? Genau: Leben heißt so viel wie *nie darüber nachdenken*. Also tun wir es auch nicht.

Dank für den Einkauf. Ihr Bücherladen Lehmkuhl.
 Mein Vater hat mir dieses Buch beim letzten Heimfahr-
 wochenende gegeben. Es riecht noch ziemlich frisch. Ein
 schöner Geruch. Auf dem roten Titelblatt ist ein alter
 Mann abgebildet. Er legt den Arm um einen kleinen Jun-
 gen. An der Seite fährt ein großer Balken mit der Auf-
 schrift *Nobelpreis* ins Bild. Dieses Buch muß prämiert
 worden sein. Keine Ahnung, wie dieser Preis einzuord-
 nen ist. Aber darum geht es mir auch nicht. Rechts an der
 Seite heißt es in weißer, dicht gedrängter Schrift:
Der alte Mann und das Meer
 von Ernest Hemingway.

Ein toller Titel, finde ich. Der schmeckt gleich nach et-
 was. Da möchte man sofort lesen. Und das tue ich auch.
 Langsam schlage ich das Buch auf. Ich halte es mit der
 rechten Hand. Die linke könnte mir dabei so oder so
 nicht helfen. Dünn und widerlich schmiegt sie sich in ih-
 rem Spasmus. Ich beginne zu lesen. Schau noch kurz
 auf die Uhr. Es ist 21:09 Uhr. Wir müssen ungefähr sieb-
 zig Minuten fahren. Da haben wir noch Zeit. Ich lese
 weiter. Die Buchstaben und Sätze fliegen mir zu. Es ist
 ein schönes Buch. Jeder Ausdruck, jede Bemerkung trifft
 in mein Herz. Schon früh habe ich Tränen in den Augen.
 Das ist bei mir so. Bei guten Büchern muß ich eben flen-
 nen. Ich habe bei der *Schatzinsel* geflennet und werde nun
 auch bei *Der alte Mann und das Meer* flennen. Das ist
 wohl meine Bestimmung. Dabei ist die Story eigentlich
 ziemlich simpel. Sie hat gerade mal fünfzig Seiten. Es
 geht um einen alten Fischer, der auf seine alten Tage ein-
 fach keinen Fisch mehr fängt. Er leidet Hunger. Alle
 Leute lachen über ihn. Nur ein kleiner Junge ist auf sei-
 ner Seite. Der ist früher immer mit ihm nach draußen ge-

Lebert, Benjamin: Crazy. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2009, S. 141-144

*

Ich greife nach meinem Rucksack und hole einen Scho-
 koriegel und meine Lektüre hervor. Draußen sehe ich ein
 paar Sterne. Das Flugzeug ist verschwunden. Ich um-
 klammere das Buch mit beiden Händen. Streiche mit den
 Daumen darüber. Das Deckblatt fühlt sich glatt und grif-
 fig an. Ich liebe es, über Bücher zu streichen. Das gibt
 mir so ein beruhigendes Gefühl. Das Gefühl, daß etwas
 in dieser Welt noch festgehalten werden kann. Obgleich
 alles so schnell vorbeirinnt. Dieses Gefühl habe ich be-
 sonders bei neuen Büchern. Und das Buch hier ist neu.
 Ich habe es von meinem Vater gekriegt. Es ist ein Ta-
 schenbuch. Er sagt, es sei das beste Buch, das jemals über
 das Leben geschrieben worden ist. Aus dem hinteren Teil
 lugt noch der Kassenzettel hervor. 7,90 DM. *Vielen*

fahren, um Fische zu fangen. Aber jetzt darf er nicht mehr. Seine Eltern erlauben es ihm nicht. Der alte Fischer fängt zu wenig. So muß er alleine nach draußen. Und eines Tages hat er einen richtig großen Fisch an der Angel. Aber bevor er ihn an Land bringen kann, verliert er diesen Fang seines Lebens in einem erschöpfenden Kampf wieder an das Meer und seine Haie. Es ist wirklich ein sagenhaftes Buch. Ich habe noch nicht einmal ein Viertel gelesen, da breche ich schon in Tränen aus. Ergriffen presse ich das Taschenbuch an meine Brust. Ich danke meinem Vater, daß er mir dieses Buch gekauft hat. Und ich danke Ernest Hemingway dafür, daß er so eine Geschichte erzählen kann. Ich schneuze in ein Taschentuch. Janosch schaut lachend zu mir herüber.

»So ist er halt – unser Lebert«, sagt er erklärend an Sambras gewandt. »Ein wenig sensibel.«

»Was hast du denn da gelesen?« fragt Janosch dann.

»Der alte Mann und das Meer«, antworte ich.

»Der alte Mann und das Meer, wie?« fragt Janosch und faltet seine Hände zusammen. »Das soll ja ziemlich gut sein. Meinst du, du kannst mir etwas daraus vorlesen? Einfach so? Zum Spaß? Wir haben ja sowieso noch ein wenig zu fahren. Außerdem möchte ich mal Literatur gelesen haben.«

»Ist das Literatur?« frage ich.

»Ich schätze schon«, antwortet Janosch.

»Was ist denn Literatur?« frage ich.

»Literatur ist, wenn du ein Buch liest und unter jeden Satz ein Häkchen setzen könntest – weil es eben stimmt«, erklärt Janosch.

»Weil es eben stimmt?« wiederhole ich. »Das verstehe ich nicht.«

»Wenn jeder Satz einfach richtig ist, glaube ich«, antwortet Janosch. »Wenn er etwas von der Welt preisgibt. Vom Leben. Wenn du bei jedem Absatz das Gefühl hast, daß du genauso gehandelt oder gedacht hättest wie die Romanfigur. Dann ist es Literatur.«

»Woher weißt du das?« frage ich.

»Das denke ich mal so«, antwortet Janosch.

»Das denkst du mal so?« wiederhole ich. »Dann ist es bestimmt ein Scheiß. Ein Literaturprofessor würde mir bestimmt etwas anderes erzählen. Wie viele Bücher hast du denn schon gelesen?«

»Zwei vielleicht«, antwortet Janosch.

»Zwei vielleicht? Und du erzählst mir etwas von Literatur?«

»Na, du wolltest doch etwas hören«, entgegnet Janosch.

»Und außerdem, glaube ich, ist das alles zu kompliziert. Davon verstehen nicht einmal Leute etwas, die etwas davon verstehen müßten. Warum machen wir uns also Gedanken darüber? Laß uns einfach lesen. Aus Freude am Lesen. Und aus Freude am Verstehen. Und laß uns nicht darüber nachdenken, ob es Literatur ist oder nicht. Das können andere tun. Wenn es tatsächlich Literatur ist, dann um so besser. Wenn nicht, dann ist es auch scheißegal.«

»Ganz meine Meinung«, entgegne ich. Und wieder schlage ich das Taschenbuch auf. Aus den Lautsprechern ertönt ein hohles Pfeifen. Dann die Stimme des Schaffners. Sie klingt verzerrt und wird öfters unterbrochen. Aber das Wichtigste bekommen wir mit. Wir fahren mit einer halbstündigen Verspätung in München ein. Janosch und die anderen seufzen. Ich widme mich meinem Text. Laut und verständlich lese ich vor. Selten mache ich ei-

nen Fehler. Sonst klappt das Lesen bei mir nicht so gut. In der Schule stocke ich immer. Ich hasse es, wenn wir vorlesen müssen. Aber hier funktioniert es. Bald schon hört nicht mehr nur Janosch zu. Auch die anderen haben ihre Ohren gespitzt. Mit großen Augen gaffen sie mich an. Sogar Sambras hat Gefallen an meiner Lektüre gefunden. Das Paul-Auster-Buch rutscht zwischen die Armstützen. Er faltet die Hände auf seinem Bauch. Ich weiß nicht, wie lange ich lese. Ich lese verdammt lange. Mein Mund ist trocken und leer. Der alte Mann verliert den Kampf mit dem Ozean. Kommt ohne etwas nach Hause zurück. Die Wangen der Jungen sind rot. Sogar Janosch schnauft laut. Wild schüttelt er den Kopf. Seine Augen platzen fast. Ein dunkles Rot glüht in seinen Ohren. Hastig greift er nach dem Hemingway-Roman. Kugli und der dünne Felix reichen sich entsetzt die Hände. In ihren Augen schimmern Tränen. Troy und Florian bleiben cool. Sie haben anscheinend nichts übrig für dieses Stück. Sie zeigen keine Trauer. Nun greift auch der dicke Felix nach dem Taschenbuch. Schnell blättert er es durch. Er liest die wichtigsten Stellen noch einmal. Dann gibt er es mir zurück. In seinem Gesicht ist ein Leuchten. Ich schaue auf die Uhr. Es ist 22:40 Uhr. Bald müssten wir in München sein.

Zuhause in der Psychiatrie

Das Landeskrankenhaus für Kinder- und Jugendpsychiatrie, in dem ich aufgewachsen bin, hieß damals und heißt auch noch heute »Hesterberg«. Es ist das größte seiner Art in Schleswig-Holstein. Mein Vater war Kinder- und Jugendpsychiater, und als er dort Direktor wurde, gab es über eintausendfünfhundert Patienten. Gegründet wurde die Anstalt bereits 1817 von einem Herrn namens Dr. Suadicani, der sich mit der Bitte um den Bau einer Irrenanstalt »zur Rettung dieser unglücklichsten Menschen, deren Not zum Himmel schreit«, an den König gewandt hatte. Alle paar Jahre wurde sie umbenannt. Zuerst hieß sie »Provinzial-Irrenanstalt«, dann »Provinzial-Idiotenanstalt«, dann »Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt für Geisteschwache«. Dann spezialisierte sie sich auf junge Menschen und nannte sich »Heil- und Erziehungsanstalt für blöd- und schwachsinnige Kinder« und schließlich, nach hundertfünfzig Jahren, »Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie Hesterberg«.

Es wohnten allerdings auch viele ältere und sogar sehr alte Patienten in der Klinik, die niemals in die Erwachsenen-Psychiatrie verlegt wurden, da ihnen das Verlassen ihrer meist schon seit dem Kleinkindalter vertrauten Umgebung nicht zuzumuten war.

Bis auf eine kurz vor der Einweihung stehende moderne

Klinik stammten die Gebäude aus der Zeit der Jahrhundertwende. Riesige düstere Backsteinkästen, in denen bis zu zwanzig Patienten in einem Zimmer schliefen. Lange Leitern standen an den vierstöckigen Hochbetten. Die oberen Betten konnte man vertiegeln, es waren eher kleine Käfige als Betten, damit die Patienten nicht herausfielen.

Das Gelände der Psychiatrie war groß und eine Welt für sich. Es gab eine Gärtnerei, eine Großküche, eine Tischlerei, eine Schneiderei, eine sogenannte Dampfwaschanstalt, sogar ein eigenes Kohleheizwerk mit rot gemauertem Schornstein und eine Schlosserei, in der fast ausschließlich Gitter geschweißt wurden: Fenstergitter, Gitterbetten, meterhohe Umzäunungsgitter für die Stationsgärten. An einigen dieser Orte arbeiteten Patienten in einer Mischung aus Arbeitstherapie und Ausbeutung.

Unser Haus war der Mittelpunkt dieser Anlage. Die Direktorenvilla war vom Gründer der Psychiatrie ganz bewusst im Zentrum platziert worden. Der prunkvolle Bau war gleichermaßen eine Machtdemonstration wie auch ein Bekenntnis, als Direktor nicht außerhalb dieser Welt zu stehen. So bin ich aufgewachsen. Inmitten von eintausendfünfhundert psychisch Kranken, geistig und körperlich Behinderten. Meine Brüder und ich gaben den Patienten die unterschiedlichsten Namen. Wir nannten sie knallhart Idioten, Irre oder Verrückte. Aber auch die Dödis, die Blödis, die Tossen, Spaddel, Spackos und Spasties. Oder die Psychos, Mongos, die Deppen, Debilen und Trottel – der Favorit meines ältesten Bruders war: die Hirnies. Sie so zu nennen war für uns vollkommen normal. Selbst meine Eltern benutzten hin und wieder, wenn wir unter uns waren, einen dieser Ausdrücke.

Die Hälfte meines Schulweges führte mich jeden Morgen durch die Psychiatrie, und ich traf dort auf die immer selben Patienten. Gleich auf der ersten Bank, wenn ich unseren Vorgarten durch ein Törchen verlassen hatte, saß ein Junge, der nichts lieber tat, als Zigaretten mit einem einzigen Zug niederzurauchen. Er wartete dort auf meinen Vater, der ihm oft eine seiner Roth-Händle gab. Der Junge hechelte, stieß alle Luft aus, steckte sich die Zigarette in den Mund, zündete sie an und zog und zog. Ein einziger Zug – und die ganze Zigarette brannte ab! Dann spuckte er den Stummel zu den anderen vor die Bank, atmete langsam aus – so viel Rauch! – und saß da, in Schwaden gehüllt, mit glücklich vernebelten Augen.

Dann, auf der nächsten Bank, ein anderer Junge: Thors-Haste Parfüms? Er schürzte oft unvermittelt: die Lippen, machte ein ganz spitzes Kussmündchen und pustete. Blies seine Fingerkuppen an oder Fussel vom Ärmel. Wenn im Frühjahr die wolligen Fäden der Balsampappeln auf den Psychiatriebänken lagen, blies er tagelang die Bankbretter und Lehnen sauber. Von mir hat er einmal eine ganze Flasche »Lagerfeld« bekommen, angepustet, aufgeschraubt und einfach ausgetrunken.

Ein paar Meter weiter, um die nächste Häusercke herum, begegnete ich oft einem Mädchen. Wenn sie es schaffte, sich ihren Schutzhelm herunterzuzerren, schlug sie sich die Stirn auf, um mit ihrem blutenden Kopf Sonnen, Sterne und Monde auf die Straße zu malen. Das habe ich oft gesehen, diese eingetrockneten Blutsterne auf dem Asphalt.

Im Sommer lag in einem der vielen hoch umzäunten Gärten hin- und wieder ein Junge auf der Wiese. Nah am Zaun. Er hatte keine Augen. Stirn, Nase und Wangenknochen waren zu einer geschlossenen Fläche verwachsen. Auf diese von Narben durchzogene Haut waren mit einem schwarzen Filz-

stift Augen aufgemalt. Zwei Kreise mit Pupillenpunkt. Wie mir mein Vater erzählte, war dies sein eigener Wunsch, um sich für den Garten schön zu machen.

Dann gab es noch einen in sich gekehrten Mann, der spazieren ging, immer freundlich war und eine kalte Pfeife rauchte. Er hieß Egon. Mein Vater warnte mich vor ihm, da er gerne Drahtkleiderbügel zusammenbog und sie anderen in den Hintern steckte. Für ein paar Tage hing an unserem Küchenfenster eine Röntgenaufnahme, auf der man im Grau durchleuchteter Organe einen Klumpen Draht ausgezeichnet erkennen konnte.

Und dann war da natürlich noch Rudi, genannt Tarzan. Er kletterte gerne auf Bäume oder lag bewegungslos im Gras, auf der Lauer. Er trug stets einen sehr echt ausschenden Revolver bei sich, stürzte hervor, blitzschnell und lautlos, und hielt einem den Lauf an die Schläfe. Jeder, der ihn kannte, wusste, wie harmlos er war, machte ihm eine Freude und erschrak sich zu Tode. Tarzan liebte es, wenn man sich vor ihm auf die Knie fallen ließ und bettelte: »Bitte, bitte töte mich nicht!« Sein Kopf mit dem roten Haarbüschel war nicht viel breiter als ein Handteller.

Ein penetrantes Mädchen, genannt Bine oder Trine. Sie war klein. Als ich zehn war, war ich schon größer als sie. Traf man sie, wurde man sie nicht mehr los, und sie begleitete einen bis zum Ausgang der Anstalt. Mit piepsiger Stimme stellte sie immer dieselben zwei Fragen: »Na, wer bist du?« und »Na, wen haben wir denn da?«. Wenn ich ihr meinen Namen sagte, lachte sie, drückte mir ihre prallen Brüste in die Rippen und widersprach: »Nee, nee, wer bist du?« Ich versuchte mich loszumachen, aber sie war stark. Klammernte sich an mich, roch streng und rieb sich an mir. Egal was man sagte, es war falsch: »Na, wer bist du?« Immer wieder. Mehrmals drängte sie mich gegen eine Mauer, ließ minutenlang

nicht ab von mir. »Na, wen haben wir denn da?« Ich versuchte mich loszumachen. »Nee, nee, nee. Wer bist du?«

Am Ausgang, Tor 2, spielte ein Patient Kontrolleur. Er trug eine Fantasieuniform, auf den Schultern des Jacketts angeklebte Epauletten aus Schaumstoff, das ganze himmelblaue Uniformjackett gespickt voll mit Kronkorken-Orden. Um die Hosenbeine hatte er bunte Gürtel geschnallt, deren Enden seitlich abstanden. Unter Höchstanstrengung wölbte er seine Brust, knallte seine Hacken zusammen, winkte Autos durch und fragte mich jeden Morgen: »Wohin soll's denn gehen?« Ich sagte: »In die Schule.« Er salutierte, rief laut: »Ah, wieder ficki-ficki machen?«, und gab den Weg frei.

Ich grüßte das Wachpersonal, dem ich gut bekannt war, die Schranke wurde geöffnet, und ich verließ das Gelände.

An den beiden Toren und auch vor den Haupteingängen der Gebäude spielten sich oft dramatische Szenen ab. Entweder weigerten sich die frisch eingelieferten, das Gelände bzw. die Gebäude zu betreten, klammerten sich an ihre Angehörigen und traten nach den Pflegern, oder aber Patienten wehrten sich mit Händen und Füßen, das Gelände bzw. die Gebäude zu verlassen, klammerten sich an die Pfleger und traten nach den Angehörigen. Sowohl der Weg in die Psychiatrie hinein wie auch der aus ihr heraus war für viele der blanke Horror.

Natürlich gab es auch die Unscheinbaren, die deutlich in der Überzahl waren, in sich versunken herumsaßen, brabbelten oder rastlos auf dem Gelände herumtugten. Es gab eine Station, etwas abseits gelegen, wo in einem Hinterhof mehrere Bänke standen. Dort saßen Patienten, die sich auf gespenstische Art ähnlich waren. Kahl rasierte Schädel mit dicklippigen Mündern, riesigen Nasen und melancholischen Augen mit vergrößerten Pupillen. Selbst die Ohrläppchen ihrer fleischigen Ohrmuscheln schienen geschwollen und

schwer. Ihre Gesichter sahen farblos aus, wie mit einem zu weichen Bleistift gezeichnet. So kauerten sie auf den Bänken oder den Rückenlehnen, und wenn die Sonne unterging, kam es vor, dass das schräge Abendlicht blutrot durch ihre Segelohren drang. Mein ältester Bruder sagte zu mir: »Schau sie dir an, wie sie da hocken und glotzen. Bisschen unheimlich, oder? Die sehen alles, riechen alles, hören alles, die kriegen zehnmal mehr mit als wir und machen den ganzen Tag absolut nix!« Wir nannten den Ort »Hinterhof der traurigen Eulen«.

Viele Patienten bekam man gar nicht zu Gesicht, da sie die Stationen nicht verlassen konnten oder durften. Sobald es das Wetter zuließ, es einmal nicht regnete, wurden die Kranken nach draußen geschoben, lagen, wenn es noch kalt war, bewegungslos mit Mützen in rollbaren Betten oder saßen in Decken eingeschlagen in Rollstühlen. Wobei die Rollstühle völlig unterschiedlich aussahen. Manche waren für winzige, verwachsene Kinder gebaut und konnten hydraulisch auf und nieder, vor und zurück gekippt werden. Andere hatten Kopfpolster, die links, rechts und von oben eng anlagen. So gar unterm Kinn gab es einen Bügel. Die Köpfe waren wie gerahmt, lagen wie Masken in ihren Futteralen.

Viele dieser schwer körperbehinderten Kinder wurden an warmen Tagen in die Stationsgärten gelegt. Diese waren hoch eingezäunt, wie Gehege für gefährliche Tiere, und teilweise an den Oberkanten mit Stacheldraht gesichert – dabei sah man weit und breit niemanden, der solche Hindernisse er- oder sogar überklettern konnte. Da blieb ich oft stehen, hakte meine Finger in den Zaun und blickte über die mit Löwenzahn oder Gänseblümchen bedeckte Wiese hinweg, in der auf bunten Decken die Patienten wie hingestreut lagen. Einige versuchten zu krabbeln, andere rekelten sich, genossen die Sonnenstrahlen. Da ragten weit gespreizte Zehen aus

dem Gras, dort eine vereinzelte Hand, die sich krallig in den blauen Himmel reckte. Manche hatten sich die Unterhosen heruntergestrampelt, und ich sah ihre Genitalien. An einem Tisch saßen Schwestern und Pfleger, rauchten und tranken Kaffee. Hinter ihnen eine Stille, an der abgeschnittene Prothesen hingen: verschieden geformte Stütz-Korsagen mit Lederriemen und Schnallen für die Brust, das Becken oder für Köpfe, die ohne Stütze wegsacken würden. Einem Jungen war das Stofftier aus der Hand gefallen. Es lag direkt neben ihm im Gras. Er strengte sich an, aber es gelang ihm einfach nicht, es zu erreichen. Kam ich Stunden später aus der Schule, hatte er es immer noch nicht geschafft.

Die Pfleger kannten mich und winkten, oder eine der Schwestern brachte mir etwas Leckeres zum Gitter, schob ein Stück Marmorkuchen durch den Zaunspalt.

Es war mein Zuhause.

Vom Sehen kannte ich Hunderte. Jungen und Mädchen, Jahr für Jahr hinter denselben verschmierten Fensterscheiben. Es war die große Zeit der Fingerfarbe, und expressive Farborgien bedeckten oft ganze Fensterfronten. In Kitteln standen die Patienten hinter den Scheiben und wischten und matschten das Glas voll.

Schon immer erstaunte mich, dass ich nur selten auf Patienten stieß, die miteinander spielten. Es gab einen großen Spielplatz mit einem herrlichen Hubschrauber-Klettergerüst, Schaukeln und Rutschen – doch der war meistens verwaist. Vielleicht war das sogar das Auffälligste: Obwohl das Gelände voll, ja überfüllt war, waren viele der Patienten ganz für sich, mit sich beschäftigt. Selbst wenn sie an der Hand eines Pflegers gingen, blieben sie Einzelne.

Es gab solche mit dickledernen Helmen, die aussahen, als wären sie aus Medizinbällen herausgeschnitten worden. Und andere mit wattierten Fäustlingen, die fest mit der hin-

ter dem Rücken zu knöpfenden Jacke verbunden waren. Ihre Schuhe, Hosen und Hemden, Kleider, Pullover und Mantel kamen aus der Altkleidersammlung. Dadurch wirkten sie wie aus der Zeit gefallen. Waren es die abgetragenen, planlos miteinander kombinierten Klamotten oder die Art und Weise, wie sie sie trugen, die stets ein Bild des Nicht-Passens, des Unbequemen, des leicht Verwahrlosten erzeugten?

Einmal geschah es sogar, dass ich einen Patienten sah, einen Jungen, der meinen ausgerangerten Pullover trug. Das war ein ungutes Gefühl. Dass da etwas, was ich nicht mehr brauchen konnte, zerschlissen und ausgeleiert, für jemand anderen genau das Richtige sein sollte.

Oft war ich mir aber auch nicht sicher, ob die Kinder oder Jugendlichen, denen ich auf dem Psychiatriegelände begegnete, überhaupt Patienten waren. Es kamen immer viele Besucher. Es gab einen Kindergarten für Mitarbeiter und jede Menge ambulanter Behandlungen für Probleme aller Art.

Eine der Hauptbeschäftigungen der Patienten war es, zu rauchen. Sie taten es nie nebenher, so wie mein Vater, der mit Zigarette im Mund einen Krimi las, Auto fuhr oder, auch das kam vor, sich elektrisch rasierte. Die Patienten rauchten mit gespannter Ausschließlichkeit. Schon die Art, wie sie die Zigarette aus der Schachtel zogen, sie hielten, zum Mund führten und an ihr zogen, war von verbissener Aufmerksamkeit. Sie saßen dabei auf den Bänken, lehnten an den Mauern oder wandten sich ab; um ihre Ruhe zu haben. Den Blick nach innen gewendet, inhalierten sie tief, schienen betäubt und abwesend zu sein. Oft kam es mir so vor, als wären ihre Lippen hart vor Gier, so eng geschlossen sie sich um die Filter. Sie strahlten nichts Lässiges aus, hatten keine weich abgeknickten Handgelenke, vollführten keine graziösen Schwünge, wie ich sie von den Filmstars her kannte. Sie

wirkten eher so, als seien sie mit Heimlichkeiten beschäftigt, als lauerten sie schon verschlagen und gierig auf den nächsten Glimmsträngel.

Erstaunlicherweise waren viele von ihnen sehr jung. Doch darum kümmerte sich niemand. Alkohol war auf dem gesamten Anstaltsgelände strengstens verboten, und nie habe ich einen Patienten mit einer Bierdose gesehen, aber Nikotin schien eine von höchster Stelle und ohne Altersbeschränkung freigegebene Droge zu sein. Auch die Pfleger, Schwestern, Ärzte, Psychologen und Therapeuten, alle rauchten und alle verteilten großzügig Zigaretten an die bettelnden Patienten. Das wenige, was die Insassen sich verdienten, gaben sie für Zigaretten aus.

Doch vor und höchstwahrscheinlich auch in keiner anderen Station wurde so obsessiv geraucht wie bei den Manisch-Depressiven. Sie qualmten die Zigaretten stets bis zu ihren rußgelben Fingerspitzen hinunter. Sie fraßen den Rauch in sich hinein, als wäre er ihre Rettung. Der Weg zum Haupteingang dieser Station war dicht bestreut mit Zigarettenstummeln, links und rechts davon, vor den Bänken lagen maulwurfshaufengroße Filter- und Stummelhügelchen. An einer Wand des Gebäudes waren über Jahre hinweg Zigaretten ausgesprüht worden. Tausende Aschepunkte besprenkelten sie, und wenn ich meine Augen etwas unscharf stellte, sahen diese schwarzen Flecken wie winzige Einschlüsse oder Eingänge in einen gigantischen Termitenhügel aus.

Nie wieder habe ich unter freiem Himmel Menschen auf so engem Raum so exzessiv sich eine Zigarette nach der anderen anzünden sehen wie bei den Manisch-Depressiven. Mir kam es so vor, als wären sie Mitglieder einer Sekte mit gespenstischen Ritualen. Plötzlich rauchten alle synchron: Dreißig Depressive ziehen gemeinsam, inhalieren gemeinsam, stoßen den Rauch gemeinsam aus und lassen alle ge-

meinsam für kaum länger als eine Sekunde die Zigaretten sinken. Die Frauen unter ihnen rauchten mit noch größerer Besessenheit als die Männer. Ich habe Frauen oder Mädchen gesehen, die hingen an ihren Zigaretten wie an einem seidenen Faden aus Rauch über einem schwarzen Abgrund. Geredet wurde kaum. Ihre Gesichter standen in einer mir bis heute rätselhaften verwandtschaftlichen Beziehung zueinander. So wie sie äußerlich diese ungebremsste Zigarettensucht verband, so musste, dachte ich, auch innerlich eine Gemeinschaft bestehen, eine Verzweiflungsverwandtschaft der besonderen Art.

Unvergesslich ist mir auch vor einer anderen Station eine junge Frau geblieben, die vor spastischen Zuckungen die Zigarette nicht selbst halten konnte. An den Armlehnen ihres Rollstuhls hatte sie zwei Laschen, in die sie ihre Hände schob, um sie unter Kontrolle zu bekommen. Doch sie liebte Zigaretten. Eine Schwester fixierte ihren Kopf und fütterte sie mit Rauch.

Freundinnen

Wenn wir unsere Schuhe vor die Türen unserer Kinderzimmer stellten, hieß das: »Ich will nicht gestört werden.« Abgeschlossen durften wir nicht. »In unserer Familie werden keine Türen abgeschlossen.« Warum mein Vater abgeschlossen Türen so ablehnte, weiß ich nicht. Es gab eine Zeit, später, wo wir alle Freundinnen hatten und vor jeder Tür zwei Paar Schuhe standen. Schon an den Schuhen konnte man sehen, wie unterschiedlich wir waren. An den Schuhen und an der Musik. Obwohl nur jeweils drei Jahre zwischen uns lagen. Unterschiedlicher hätten wir nicht sein können.

Mein ältester Bruder hörte Jazz und rauchte Pfeife. Dabei war er gerade zwanzig. Er hatte allerdings noch zwei Jahre Schule vor sich, da er schon dreimal sitzen geblieben war. Schulkord. Wir nannten ihn den Frührentner oder Trichterbrust, da er in seinen viel zu großen Sachen so gebückt ging. Er war immer müde und brauchte nach dem Zimmerstürmen absolute Ruhe für seinen Mittagsschlaf. Wenn er und seine Freundin in seinem muffigen Zimmer verschwanden, in dem mittlerweile fünf Einhundert-Liter-Aquarien vor sich hin blubberten, standen zwei Paar ausgelatschte Sandalen vor der Tür.

Mein mittlerer Bruder war das geworden, was man damals einen Popper nannte. Er ging einmal in der Woche zum Friseur

259

und trug mit siebzehn Slipper, an denen kleine Bommelchen hingen. Er las Sartre und Kant, und durch meine Wand hindurch hörte ich ihn seiner Freundin enthusiastische Vorträge halten. Die Schuhe seiner Freundin sahen genauso aus wie seine, mit Bommelchen, nur kleiner. Ihre Musik bummerte monoton vor sich hin. Einmal sah ich ihn bei einer Party in unserem Keller tanzen. Die Finger geschlossen, die Hände gestreckt, vollführte er mechanische Armbewegungen, schnitt hektisch-zuckend Winkel in die Luft. Ich dachte, er macht einen Witz, aber es war wohl ernst gemeint.

Ich hörte nur düster Getragenés und war schwarz angezogen. Mein Bruder fragte mich, ob ich wüsste, dass Schwarz die Farbe der Existenzialisten sei. Ich kannte das Wort nicht, und schon lag ich wieder auf dem Boden und wälzte mich. Ich trug sogenannte Springerstiefel, genau wie meine Freundin. Wir kannten uns noch nicht lange, und sie musste spätestens um neun zu Hause sein. Wenn die Musik ausging, die Schallplatten nicht mehr gewendet wurden, wurde meine Mutter unruhig. Die Vorstellung, dass in allen drei Kinderzimmern aneinander rumgefummelt wurde, machte sie nervös. »Jetzt kommt mal wieder alle raus!«, rief sie in den Flur. Oder: »Hat jemand Hunger? Es gibt Abendbrot.« Wenn sie es nicht länger aushielt, rannte sie durchs Haus und zog bei allen Toiletten die Spülung. Immer und immer wieder. Ich lag – schon etwas ausgezogen – mit meiner Freundin im Bett, und im Haus rauschte und blubberte es.

Mein Vater war da etwas gelassener. Er sagte: »Ihr könnt machen, was ihr wollt. Aber die Hosen bleiben zu.« Nicht genug damit, dass meiner ersten zarten Liebe und mir auf dem Nachhauseweg ein Verrückter »Naaa, wird jetzt wieder ordentlich Ficki Ficki gemacht?« zurief, nein, auch der eigene Vater ein Wahnsinniger. Er war mir peinlich. Er war mir oft peinlich vor meiner Freundin. Zum Beispiel, wenn er als Willy mit ei-

260

nem der Patienten Biene Maja spielte und über den Parkplatz brummte. Jahrelang wurde mein Vater jeden Morgen von einem Patienten abgeholt, der ein Autolenkrad in den Händen hielt. Er war der Chauffeur meines Vaters. Mein Vater ging ihm zu Fuß hinterher, schlengkerte zufrieden mit seinem Arztkoffer, und einen Meter vor ihm hielt dieser Junge das Lenkrad in die Luft, kurbelte mal nach links oder rechts und flatterte mit den Lippen ein feuchtes »Brrrrrrrrum«.

Ich wusste nie, was ich beim Küssen und Anfassen denken sollte. Damals mit meiner Freundin hat mich das zur Ver zweiflung getrieben. Um bei der Sache zu bleiben, dachte ich mir einen Trick aus. Ich begann zu zählen. Fünfmal küs sen mit geschlossenem Mund. Zehnmahl Zunge kreisen las sen. Zwanzigmal den Rücken hoch- und runterfahren. Die Brustwarze fünfmal so rum und dann fünfmal andersrum le cken. So blieb ich bei der Sache. Doch dann hat mich meine Freundin plötzlich weggestoßen und mich gefragt, was ich da eigentlich die ganze Zeit machen würde. »Du zählst, oder?« »Was?«, stammelte ich, »was meinst du?« »Du bist ja verrückt. Du zählst mit. Oh Gott, was bist du denn für ein Psycho?« Ich behauptete, nicht zu verstehen, was sie meinte. »Na, du zählst. Alles, was du machst, machst du entweder fünf- oder zehnmahl. Gott, wie krank ist das denn.« Von da an war unser Liebesleben nachhaltig gestört. Ich versuchte, sie nur noch ungerade zu küssen. Es war schrecklich. Wir lagen nebeneinander im Bett, und weinend flüsterte sie: »Nie fünf und nie mehr zehn – das kann doch auch kein Zufall sein.«

Wann genau ich begriff, dass mein Vater andere Frauen traf, bleibt mir ein Rätsel. Plötzlich blätterte er versonnen in Männermodekatalogen. Schnitt sich die wenigen Haare. Ich musste seine Ohren kontrollieren, ihm mit einer Pinzette

261

die verhassten Ohrhaare ausreißen. Er nahm ein paar Kilo ab und kaufte sich neue Hemden. Je freundlicher er zu meiner Mutter war, desto größer war die Wahrscheinlichkeit, dass er sich wieder einmal verliebt hatte. Meine Mutter litt ein Leben lang unter seinen Affären.

Ich zupfte die Haare von seinem Kamm und untersuchte sie unter dem Mikroskop meines Bruders. Ich sah, wie er einer Krankenschwester einen kurzen verschlüsselten Blick zuwarf. Ich schlich mich nachts in die Garage und notierte den Kilometerstand seines Autos. Verwickelte ihn in Gespräche über seinen Tag und fand heraus, dass er, obwohl er behauptete, nur in der Stadt herumgefahren zu sein, über hundert Kilometer mehr auf dem Tacho hatte. Ich durchwühlte seine Taschen und fand das Passwort einer Frau. Ich drückte die Wahlwiederholung unseres Telefons, und eine Stimme hauchte: »Hallo?«

Als einen weiteren offensichtlichen Beweis seiner Lieb-
schaften nahm ich die Tatsache, dass er nur noch so tat, als
ob er lesen würde. Ich kannte den Rhythmus, mit dem er
die Seiten eines Buches umblätterte, genau. Ohne von mei-
ner von ihm für mich abonnierten Zeitschrift aufzusehen –
ich war von »Die Wüste« zu »Bild der Wissenschaft« gewech-
selt –, überwachte ich seine Umblätterfrequenz. Minutenlang
starrte er auf eine einzige Seite und blätterte immer erst dann
um, wenn ihn irgendein Geräusch kurz aufschrecken ließ:
der Hund kam herein – umblättern – ich wechselte meine
Liegeposition – umblättern – meine Mutter betrat das Zim-
mer – intensives Umblättern.

Als alle Indizien gegen ihn sprachen, stellte ich ihn zur Rede. Er saß in seinem Sessel und las im »Stern«. Ich kam zur Tür herein und setzte mich neben ihn: »Na.«

Mein Vater sah freundlich auf: »Nä.«

Mir war ganz schlecht vor Aufregung: »Ich muss dich was fragen.«

262

»Ja, was denn?« Da ich nichts sagte, machte mein Vater:
»Hm.«

»Warum lügst du?«

»Was?«

Ich wiederholte leise meine Frage: »Warum lügst du?«

Mein Vater ließ den »Stern« auf seine Beine sinken: »Was meinst du?«

»Ich ...«, mein ganzer detektivischer Mut war dahin, »ich hab auf die Wahlwiederholung gedrückt. Da war eine Frau dran.«

Mein Vater sah mich an: »Ja und?«

»Na ja ...«, ich wollte nur noch weg, »wer war denn das?«
Er sah mich nur an.

»Und ich habe auch ein Foto in deiner Tasche gefunden, und du fährst immer viel mehr, als du sagst, und in deinem Kamm sind fremde Haare ... und du tust nur so, als ob du liest... So...«

»Und sonst noch was?«

Ich schüttelte den Kopf. Seltsamerweise hätte ich mir gewünscht, von ihm getröstet zu werden.

Und dann sagte er: »Weißt du was?«

»Nein, was denn?«

Es dauerte ewig, bis er weitersprach. Ich hatte ihm nie zuvor so lange direkt in die Augen gesehen, diese ungleichen Augen.

»Es gibt Dinge, die du tust, die mich nichts angehen, und es gibt Dinge, die ich tue, die dich nichts angehen.«

Er senkte den Blick und las weiter.

Diesen Satz habe ich monatelang als schlimme Kränkung mit mir herumgetragen, und erst später wurde mir klar, dass auch mir dieser Vatersatz große Freiheiten gab, die es zu nutzen galt.

Während sich mein Vater hochrappelte, die nackten, sehr blassen Beine über die Bertkannte schob, sah ich, dass ein Mädchen auf der Fensterbank saß. Sie hockte dort in grünen Strumpfhosen und einem eng anliegenden giftgrünen Pullover wie eine Gottesanbeterin, feingliedrig, lange Arme, lange angezogene Beine, und beobachtete mich. Aus der Küche kam Margret um die Ecke geschossen: »Herrprofessorheute gibt es kotlettmittmöhrenochdaistjaschonderherrsohnemannich glaubichwerdnichtmehr!« Das grüne Mädcheninsekt glitt von der Fensterbank und setzte sich zu meinem Vater auf die Bertkannte. Er stellte mich vor, lächelte: »Das ist mein Sohn, Olga. Keine Angst, der tut nichts.« Ferdinand hatte sich an den Tisch gesetzt und zeichnete eine seiner altbekannten Katzen im Querschnitt. Margret klopfte mir auf die Schulter: »Jetztgibtsgleichrichtigwaszuesenichhoffeduhast hunger.« Ich reichte meinem Vater die Hände und zog ihn hoch, half ihm in seinen Bademantel und brachte ihn rüber zum Ohrensessel. Im Nachbarzimmer hörte ich den Fernseher laufen und ein lang gezogenes: »Ahhhhhhhhhh«. »Wer ist denn dadrin?«, fragte ich. »Wer ist denn dadrin? Da guckt der Anton ›Tom und Jerry.« Belustigt sah ich zu meinem Vater: »Na, hier ist ja richtig was los.« Er nickte mir zu: »Ja, ich bekomme viel Besuch. Besuch, der mir gefällt.«

Ich blieb drei turbulente Tage lang, aß ununterbrochen, spielte stundenlang mit Patienten Tischtennis, und als ich wieder aufbrach, fiel uns allen der Abschied außerordentlich schwer.

Ich habe lange gebraucht, den Entschluss meiner Mutter, ihr gerade aufgebautes Leben wieder einzureißen und zu meinem Vater zurückzugehen, zu verstehen. Er hatte sie jahre-

Theorie und Praxis

Bei meinem nächsten Besuch öffnete mir Ferdinand die Thür. Ich war überrascht. »He, Ferdinand, was machst du denn hier!« »He Ferdinand, was machst du denn hier? Ich leiste deinem Vater ein wenig Gesellschaft.« Er duftete noch genauso wie vor Jahren, als wir gemeinsam im Keller gespielt hatten. »Das ist aber nett von dir.« Wieder sprach er mir nach: »Das ist aber nett von dir. Ach, ich mach das gerne.« »Wie geht es ihm denn?« Und wieder: »Wie geht es ihm denn? Nicht so gut heute. Er freut sich sehr auf dich.« »Ferdinand, warum sprichst du mir immer alles nach?« »Warum sprichst du mir immer alles nach?« Er schloss die Windfangtür, sodass wir im Vorflur nicht gehört werden konnten. »Hab ich mir angewöhnt. Die wollten mich nach Hause schicken. Echolalie nennt man das. Das mache ich absichtlich. Verstellung.« »Aha.« »Aha. Ja, damit ich hierbleiben kann. Jetzt komm mal rein.«

Mein Vater war vom Schlafzimmer ins Wohnzimmer gezogen. Sein Bett war überraschend hoch, aufgebockt auf vier massiven Holzklotzen. Ich begrüßte ihn, küsste ihn. Dafür musste ich mich kaum hinunterbeugen, da er auf Tischhöhe, ja vielleicht noch ein wenig höher, auf Altarhöhe, lag. »Was ist denn mit deinem Bett passiert?« »Ach, ich kann doch so schwer aufstehen. Herzlich willkommen. Haben sie in der

lang betrogen, durch seine Unnahbarkeit gequält, und doch muss sie geglaubt haben, ihn nicht allein lassen zu können. Ich habe ihr abgeraten. Aber meine Mutter verließ Italien und kehrte zurück nach Schleswig.

Nun geschah Merkwürdiges. Ich fuhr nach Hause, schloss die Tür auf. »Hallo?« Nichts. Keine Patienten, niemand. Ich war in Sorge. Ging durchs Haus und fand meine Eltern schlafend zusammen in einem Bett. Mein Vater hatte den Arm um meine Mutter gelegt. Ihr Kopf lag auf seiner Brust. Ich hatte sie noch nie so miteinander gesehen, so nah.

Ich setzte mich auf die Bettkante und sah sie an. »Seltsam«, dachte ich, »das sind deine Eltern. Deine schlafenden Eltern. Du hast immer nur Vater und Mutter gehabt, aber niemals Eltern.«

Meine Mutter schlug die Augen auf und sah mich an. Eigentlich hätte sie sich erschrecken müssen, aber sie lag nur da und sah mich an. Ich küsste sie und die Hand meines Vaters. Auch er wachte auf. »Mein Josse, wie schön, dass du da bist.«

Ich weiß nicht mehr, wie lange wir so dasaßen. Es war der schönste Moment mit meinen Eltern in meinem Leben.

Meine Mutter blieb bei ihm. Die Frau aus Lübeck rief an. Meine Mutter stellte ihn vor die Entscheidung: »Kein einziges heimliches Telefonat mehr, oder ich gehe fort und lass dich hier alleine sterben.« Ob er sein Versprechen gehalten hat? Ich glaube eher nicht.

Der Schmerz fand in der Körperfülle meines Vaters ein geräumiges Zuhause. Immer wenn er dachte, der Schmerzhöhepunkt wäre erklommen, sein Schmerzzentrit überschritten, zog der Schmerz in das nächstangrenzende Organ um. Immer wenn mein Vater sich unter Anwendung der letz-

ten Kräfte mit einem weiteren Schmerzherd arrangiert hatte, überrannte ihn ein neuer, noch heftiger Schmerz. Und immer waren die letzten Kräfte noch nicht die wirklich letzten Kräfte. Immer wieder dachte mein Vater: »So, dieser Schmerz ist nun nicht mehr zu steigern, und ich werde mit letzter Kraft versuchen, ihm standzuhalten.« Doch dann kam eben immer wieder ein neuer Schmerz, und es kamen auch immer wieder neue letzte Kräfte. Immer wieder war der katastrophale Zustand von vor zwei Wochen im Nachhinein ein paradiesischer.

In seinem Körper strahlte der Schmerz vom Schmerzzentrum in die angrenzenden Organe und Knochen, strahlte über sie hinaus in das Krankenzimmer, ja in unser ganzes Haus. Ich lag in meinem ehemaligen Kinderzimmer und der Schmerz meines Vaters strahlte durch die Wände, sodass auch ich nicht mehr wusste, wie ich liegen sollte.

Der Todeshauch meines Vaters war ein erfrischender. Er sagte: »Ich habe immer so einen widerlichen Geschmack im Mund. Als hätte ich was Verfaultes gegessen.« Um diesen Geschmack zu besiegen, lutschte er ununterbrochen Bonbons. Doch nichts half. Erst das Schlucken von Unmengen von Mentholkapseln, die eigentlich Husten lockern sollten, vertrieb den fauligen Dauergeschmack. Wenn man ihm jetzt nahe kam, trännten einem die Augen, so einen scharfen, kalten Hauch verströmte er.

Oft lag er einfach da, den Kopf in die Kissen gesunken, der schlecht rasierte Kehlkopf zeichnete sich knorpelig durch die schlaaffe Halshaut ab, sich selbst darbierend, bereit, sich von etwas Großem, Übermächtigem fressen zu lassen.

Mein Vater musste sich Tag und Nacht um seinen Schmerz kümmern. Er versuchte zu lesen, doch der Schmerz wurde zornig, wenn sich mein Vater etwas anderem widmete.

Dann kam das Morphinum, mit dem er viel zu spät begann. Da war der Schmerz schon so verwildert, dass er sich nur noch durch enorme Mengen Morphinum bändigen ließ. Mein Vater spritzte es sich selbst in seinen aufgedunsenen Bauch. Will man den Schmerz wirklich lindern und in den Griff bekommen, muss man den heranwachsenden Schmerz von klein auf mit Morphinum füttern. Denn tatsächlich ist der erst spät durch Morphinum gedämpfte Schmerz viel aggressiver als der gleich beim ersten Aufflackern bezwungene. Die Morphinumdosen, die sich mein Vater spritzte, wären für einen Gesunden tödlich gewesen. Und der eigentlich unsichtbare Schmerz wurde durch den messbaren Heißhunger nach Morphinum sichtbar.

Der tatsächlich letzte und nicht mehr überbietbare Schmerzpunkt war erreicht, als sich seine Krankheit in die Wirbelsäule, durch die Bandscheiben hindurch ins Rückenmark fraß. Es war eine warme Nacht, und er schrie und schrie, und auch die Patienten der Psychiatrie schrien. Ich lag in meinem Zimmer. Mit dem Kopf am Kopfende, mit den Füßen am Fußende und zusammengebeissenen Zähnen. Hörte die Schreie der Patienten, die die warme Nacht erfüllten, und die Schreie meines Vaters, die durch unser Haus gellten. Immer wieder setzte ich mich zu ihm. Doch schon nach zehn Minuten war ich so erschüttert von seinem Leid, so erschlagen von seinem Anblick, so durchdrungen von seinem Schmerz, dass ich wieder in mein Zimmer ging.

Von den unvorstellbar hohen Morphinumdosen fing er zu halluzinieren an. Redete Unsinn, schrie: »Die einzige Badewanne, die etwas taugt, ist die von Kaldewei!« Immer wieder: »Die einzige Badewanne, die etwas taugt, ist die von Kaldewei!«

Der Schmerz gab ihm keine Pause mehr. Hetzte ihn. Als

ich am Morgen aufwachte, war es still im Haus. Ich lief hinunter. Meine Mutter lag zusammengesunken im Sessel meines Vaters. Er lag tot in seinem Bett. Ich stöhnte auf, und meine Mutter sah mich an. »Ist er tot?«, fragte ich. »Nein, ist er nicht!«, antwortete sie. Sie flüsterte wie im Zimmer eines schlafenden Kindes. »Es war eine so schreckliche Nacht. Erst konnte er die Füße nicht mehr bewegen. Dann seine Beine nicht mehr. Er hat so geschrien. Hat gebrüllt: ›Oh Gott, lieber Gott, was ist das? Was ist das? Ich verbrenne. Meine Füße verbrennen!‹ Er hat so geschwitzt. Die Hitze ist ganz langsam an ihm hochgekrochen. Bis zu seiner schlimmen Stelle im Rücken. Ich habe versucht, ihn zu beruhigen. ›Ich verbrenne!‹ Dabei hat er sich auf die Beine geschlagen. Und plötzlich hat er mein Gesicht genommen. Ich dachte: Jetzt stirbt er. Er hatte weit aufgerissene Augen. So eine Angst. Hat mich angestarrt. Und dann plötzlich war der Schmerz weg.«

Ich begriff nicht, was meine Mutter meinte: »Wie, der Schmerz war weg?« »Ja, weg. Von hier abwärts«, sie legte zwei Finger auf mein Brustbein, »ist er gelähmt.«

Als mein Vater Stunden später aufwachte, schwer gezeichnet von seinem Kampf um Leben und Tod, war er von einer uns alle berührenden Heiterkeit. Das erste Mal seit fast zwei Jahren war er ohne Schmerzen.

Es begann eine seltsame Zeit. Ich spielte in Kassel meine ersten kleinen Rollen, und meine Mutter kümmerte sich aufopferungsvoll um meinen gelähmten Vater. Wenn ich sie besuchte, besuchte ich zwei Liebende. Nie hätte ich es für möglich gehalten, meine Eltern so zu sehen. Zwei Liebende, ausgelassen, erschöpft, aber getragen von der Aufmerksamkeit des anderen.

Nach drei, vier Monaten bekam mein Vater immer größere Probleme mit der Atmung, und zu dem sich in den

Schultern neu formierenden Schmerz gesellte sich die Angst zu ersticken. Er spritzte immer noch Umengen Morphium. Tat er das nicht, bekam er Entzugserscheinungen. Das Morphium wiederum drohte, seine Atmung zu lähmen.

Mein Vater wäre so gerne zu Hause gestorben. Doch nach einem weiteren lebensbedrohlichen Erstickenanfall kam er ins Krankenhaus.

Meine Mutter zog zu ihm. Mehrmals haben sich der Todewunsch meines Vaters und die Todesbereitschaft seines Körpers knapp verpasst. Mehrmals wäre er gerne gestorben, aber sein Körper ließ ihn nicht. Und als sein Körper ihn gelassen hätte, kämpfte plötzlich mein Vater.

Fern aller Theorie, ganz mit der alltäglichen, praktischen Schwerstarbeit des Sterbens beschäftigt, überstanden meine Eltern gemeinsam die letzten Wochen.

Schon auf dem Gang des Krankenhauses begegnete mir eine weinende Krankenschwester und umarmte mich. Meine Mutter saß an seinem Bett. Eine Kerze brannte, und seine Hände waren gefaltet, was mich sofort störte. Er sah tatsächlich sehr erleichtert aus. Zerschundene, entspannte Gesichtszüge. Der Schmerz und die Angst hatten endgültig von ihm abgelassen. Später habe ich mich oft gefragt, wo dieser konsistente Schmerz so plötzlich hin verschwunden war. Dieser mit Morphium gemästete Schmerz, der alles Leben aus meinem Vater gesogen hatte, der ihn abgenagt hatte wie einen saftigen Knochen. Dieser kraftvolle, ja durch und durch gesunde Schmerz konnte doch nicht weg sein. Hatte er sich mit dem Tod meines Vaters in Luft aufgelöst, oder war er weitergezogen? Hockte er vielleicht irgendwo, zehrte von der angefressenen Vaterkraft und wartete, sobald er wieder Hunger bekam, auf mich? Meine

Mutter sagte: »Wie gut, dass du da bist. In einer Viertelstunde kommen sie und bringen ihn fort.« Ich war erschrocken, ging sofort zum Chefarzt und bat um Aufschub. »Er bleibt dort, so lange Sie wollen.«

Meine Mutter wollte endlich nach Hause in ihr eigenes Bett. Es war spät. Ich blieb da. Allein mit ihm. Ich zog mich aus und legte mich zu ihm ins Bett. Das hatte ich immer getan. Selbst noch mit zwanzig bin ich unter seine Betdecke gekrochen, und wir haben uns etwas erzählt. Er war noch warm. Ich berührte ihn, küsste ihn. Hob seine geschlossenen Lider und sah ihm in die stumpfen Augen. Strich ihm über seine Arme, seinen haarigen Bauch.

Die Matratze, auf der er lag, war eine Dekubitusmatratze. Sie lagerte den Patienten permanent um, damit er sich nicht wund lag. Luft strömte stetig in Kammern und entwich wieder.

Ich lag eng bei meinem toten Vater, und unter uns arbeitete diese Matratze. Ich wurde ganz benommen. Er war immer noch warm. Wir schwammen so dahin, aneinander geschmiegt. Ich schlief ein. Als ich aufwachte, war er immer noch warm. Sein Rücken.

Da merkte ich, dass es nicht seine Wärme war, sondern die der elektrischen Matratze. Ich stand auf und schaltete sie aus. Plötzlich war es still im Raum. Ich hatte das beruhigende Summen vorher gar nicht wahrgenommen. Er wurde schnell kalt und plötzlich auch fremd. Erst jetzt hatte der Tod auch etwas Unerbittliches, Abweisendes. Draußen wurde es hell.

Mein Bruder kam aus Berlin, und ich ließ ihn mit meinem Vater allein. Ich machte einen Spaziergang, fühlte mich befreit und glücklich. So unfassbar glücklich. Endlich ging die geschlossene Faust, in der ich so viele Jahre gelebt hatte, wieder auf. Als meine Mutter kam, war sie überrascht, ja fast

Das klassische Drama und die geschlossene Form

Information Das klassische Drama

Das europäische Drama hat seinen Ursprung im **antiken Griechenland**. Das zeigen schon einige gattungsspezifische Bezeichnungen, die aus dem Griechischen stammen: **Drama** (Handlung, Schauspiel), **Theater** (Zuschauerraum, Schauspielhaus), **Szene** (Bühne, Teil der Bühnenhandlung), **Dialog** (Wechselrede) und **Monolog** (Einzelrede), **Tragödie** (Trauerspiel) und **Komödie** (Lustspiel). Das Drama hat religiöse Wurzeln und entwickelte sich aus kultischen Handlungen mit Umzügen, Verkleidungen, Gesang und Tanz. Aus diesen volkstümlichen Traditionen schufen drei der berühmtesten attischen Dichter, Aischylos (ca. 525–456 v. Chr.), Sophokles (497/96–406/405 v. Chr.) und Euripides (480–406 v. Chr.), eine künstlerische Ausdrucksform, die als „klassische“ Tragödie oder Komödie Eingang in die Literatur des Abendlandes gefunden hat. Inhalte der griechischen **Tragödien** waren **Mythen** (Geschichten von Göttern und Heroen) und historische Ereignisse. Die Tragödien thematisierten den – angesichts ethischer Maßstäbe und göttlicher Schicksalsmächte – beschränkten menschlichen Willen. Die **Komödien** beschäftigten sich dagegen hauptsächlich mit gesellschaftlichen Themen, die auch Raum zur persönlichen Auseinandersetzung boten. Aristophanes (ca. 445–385 v. Chr.) ist der einzige attische Dichter, von dem einige Komödien vollständig erhalten sind. Der Erste, von dem eine Theorie des Dramas überliefert wurde und der dabei Grundsätzliches zu dessen Funktion und Struktur beschrieb und festlegte, war der griechische Philosoph Aristoteles (384–321 v. Chr.). Seine nur in Bruchstücken erhaltene „**Poetik**“ (Lehre von Wesen, Form und Wirkung der Dichtung) führt Maßstäbe und Regeln auf, die in der Geschichte des europäischen Theaters lange Zeit als verbindlich galten. Auch moderne Theaterschriftsteller, wie z. B. Bertolt Brecht (1898–1956), setzten ihre theoretischen Überlegungen meist bei Aristoteles an, um das Neue und Andersartige ihrer Stücke aufzuzeigen.

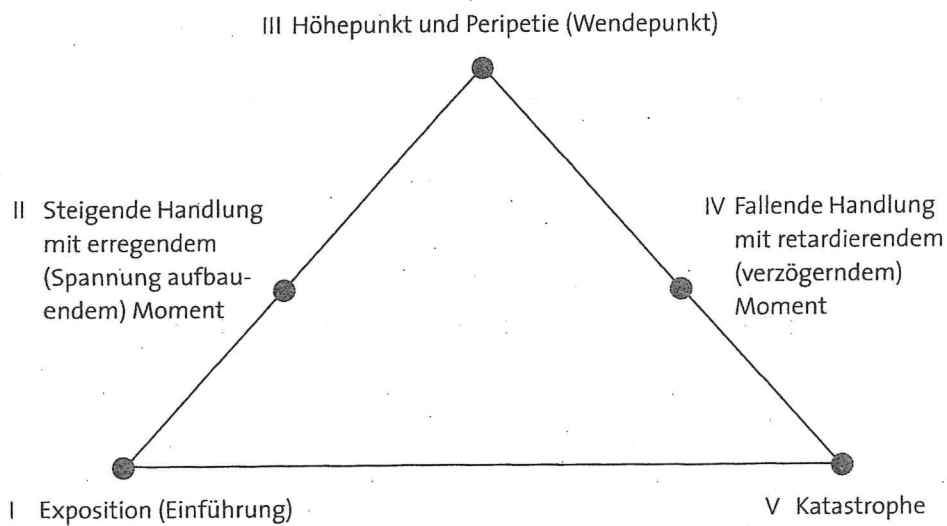
Aristoteles: Kennzeichen der Tragödie (um 335 v. Chr.)

Die Tragödie ist die Nachahmung einer edlen und abgeschlossenen Handlung von einer bestimmten Größe in gewählter Rede, derart, dass jede Form solcher Rede in gesonderten Teilen erscheint und dass gehandelt und nicht berichtet wird und dass mit Hilfe von Mitleid und Furcht eine Reinigung (Katharsis) von eben derartigen Affekten bewerkstelligt wird. Es dürfen also Handlungen, die gut aufgebaut sind, weder an einem beliebigen Punkte beginnen noch an einem beliebigen Punkte aufhören.

Die Teile der Handlungen müssen so zusammengesetzt sein, dass das Ganze sich verändert und in Bewegung gerät, wenn ein einziger Teil umgestellt oder weggenommen wird. Wo aber Vorhandensein oder Fehlen eines Stückes keine sichtbare Wirkung hat, da handelt es sich gar nicht um einen Teil des Ganzen. Die Tragödie versucht so weit wie möglich, sich in einem einzigen Sonnendurchlauf oder doch nur wenig darüber hinaus abzuwickeln.

Information Die geschlossene Form

Das klassische Drama, das den Regeln des Aristoteles folgt (► S.89), wird als Drama der geschlossenen Form bezeichnet. Der Schriftsteller und Literaturwissenschaftler Gustav Freytag (1816–1895) hat diese Form in dem folgenden Schema auf idealtypische Weise veranschaulicht:



In Anlehnung an Aristoteles fordert Freytag für das klassische Drama auch die **Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes** sowie das **Prinzip der durchgängigen Kausalität**.

Wolfgang Tischer, Der Roman *Hard Land*: Dancing with my Wells!

(25. Februar 2021)

Hard Land, der neue Roman von Benedict Wells, wirkt so, als habe ihn ein Schreibroboter verfasst. Selten wurde ein Buch so uninspiriert, so tot und so vorhersehbar ins Herz von Instagram geschrieben. Ein garantierter Bestseller.

Wie die Fliesenausstellung im Baumarkt

Dass in diesem Roman nichts lebe, nichts echt und alles nur geklaut sei, kann man eigentlich gar nicht behaupten. Doch beim Lesen hat man den Eindruck, jeden Satz schon einmal anderswo besser, origineller und das erste Mal gelesen zu haben.

Hard Land wirkt wie die Fliesenausstellung im gehobenen Baumarkt. Jeder Quadratmeter ein Muster für etwas größeres Ganzes und in seiner Gänze dennoch künstlich. Jeder Quadratmeter ausgelegt, um zu gefallen, um die Illusion zu erzeugen, dass man im eigenen wohlig gewärmten Bad stehe und Hits aus den 80ern trällert. Ein Roman wie Formatradio mit dem Besten aus den 80ern und dem Besten von heute. Ein Roman, von dem die Leser/-innen sagen werden, „er hat mich berührt“. Exemplarisch für die Größe von *Hard Land* aber auch für die Einfallslosigkeit ist der erste Satz des Romans, der da lautet:

„In diesem Sommer verliebte ich mich, und meine Mutter starb.“

Ein großartiger erster Satz. Er macht durch seine Gegensätze neugierig. In diesem Satz liegt der ganze Roman, liegen die ganzen folgenden 337 Seiten. Allein das „In diesem Sommer“ lässt Sehnsucht und Erinnerung an selbst Erlebtes aufkommen. Der Teppich für eine ganz große berührende Geschichte ist ausgelegt.

Nicht geklaut, nur „mitgenommen“.

Aber auch: ein abgegriffener und verbrauchter Satz. Hat man ihn nicht schon Dutzende Male irgendwo anders gelesen? Kann man nicht jeden Roman auf solch einen Einleitungssatz bringen? In diesem Sommer lernte ich schwimmen, und mein Vater flog zum Mond. In diesem Sommer starb meine Katze, und ich lernte Miriam kennen. In diesem Sommer studierte ich, und ich schloss einen Pakt mit dem Teufel. In diesem Sommer verliebte ich mich, und ich fuhr in einem Lada durch ein Maisfeld.

Und: Tatsächlich ist der Satz geklaut – oder vielmehr „mitgenommen“. Das gibt Benedict Wells im Nachwort zu. Der Satz ist im Original von Charles Simmons aus dem Roman *Salzwasser* von 1999.

„Im Sommer 1963 verliebte ich mich, und mein Vater ertrank.“

„Ich hoffe, es wird mir verziehen“, schreibt Wells. Aber natürlich. Das macht den Autor (Jahrgang 1984) doch umso sympathischer und nahbarer, wenn er indirekt zugibt, dass er kein Meister des ersten Satzes sei. Genauso wie der erste Satz ist der ganze Roman. Wir befinden uns in der amerikanischen Provinz, in der Kleinstadt Grady, wir sind in den 1980ern. Für Sam ist die Schulzeit bald vorbei, dann wird er und dann werden alle anderen in seinem Alter raus aus der muffig-verklebten Enge in die weite Welt gehen. Alles wird anders werden nach diesem Sommer. Aber davor wird Sam sich verlieben und seine Mutter sterben.

Benedict Wells komponiert alles perfekt. Er lässt Sam einen Aushilfsjob im örtlichen Provinz kino annehmen, was dem Autor die Möglichkeit gibt, viele Filme der 80er und der Jahre davor zu referenzieren.

Sam lernt Gitarre, und nicht nur das eröffnet die Möglichkeit, viele Songs und Hits aus dieser Zeit zu referenzieren. Bei der Beerdigung seiner Mutter wird er schließlich zur Verwunderung aller vor dem Altar mit seiner Gitarre den Billy-Idol-Song „Dancing with myself“ schreien. Welch ein Bild, welch eine Symbolkraft. Und irgendwie auch eine Referenz an Marty McFlys Gitarrenauftritt aus dem 80er-Film „Zurück in die Zukunft“. Alles ist hier dicht gepackt. Was ist noch Referenz, was ist „mitgenommen“? Dancing with my Wells!

Alles in diesem Roman hat man an anderer Stelle schon einmal in einem anderen Buch gelesen, in einem anderen Film gesehen. Mitunter hat man den Eindruck, man liest mit *Hard Land* einen Roman, dessen Verfilmung man schon längst gesehen hat.

Konservativ und mit dem Besten von heute

Einen Roman in die 1980er zu verlegen, ist ebenfalls nicht originell. Einige aktuelle Werke junger Autor/-innen wie z. B. Cloris gehen diesen Weg. Denn nur dort, in einer Zeit ohne Smartphone, WhatsApp und Social Media, kann man Geschichten von Sehnsüchten und Veränderungen noch unbefangen erzählen. Man könnte auch „konservativ“ sagen. Man muss es eigentlich ebenfalls nicht sagen, dass dieser Roman zur Gattung des *Coming-of-Age* gehört. Aber der Roman macht es. In *Hard Land* wird das Genre selbst erklärt. Er ist seine eigene Lektürehilfe, indem die Schüler im letzten Schuljahr einen Gedichtzyklus des einzigen bekannteren Schriftstellers aus Grady interpretieren müssen. Dieser Zyklus trägt ebenfalls den Titel *Hard Land*, was wieder einer der bemerkenswert gekonnten Kniffs von Benedict Wells ist.

In Bildern und Situationen, doch nie in der Sprache gleitet Wells in Kitsch ab. Und indem er auch schwarze, schwule und queere Charaktere auftreten lässt, mischt der Autor das Beste von heute in den Text. Die Zielgruppe wird es lieben, wird tief berührt aus der Technikschränke der Eltern den Walkman rauskramen und neben dem Buch fotografiert auf Instagram in eine weitere quadratische Fliesenform bringen. Nein, das Buch wurde nicht von einem Schreibroboter geschrieben, es scheint vielmehr so, als habe Benedict Wells mit *Hard Land* die Bestsellerformel entdeckt.

<https://www.literaturcafe.de/der-roman-hard-land-dancing-with-my-wells/> (03.02.2020)
Schreibweisen und Zeichensetzung angepasst.